Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 41 [i.e. 44] (1962)

Heft: 10

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern 1
Amtl.Fächer

AZ Winterthur

Winterthur, 11. Mai 1962
41. Jahrgang Nr. 10/118

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Sonderseite: Frauenarbeit gegen den Alkohol

Erscheint jeden zweiten Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 25 Rp., Reklamen: 75 Rp. — Placierungsvorschriften werden nach Möglichkeit berücksichtigt. — Inseratenschluss Freitags der Vorwoche.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

Von allerlei Müttern – Wir fragen – Die Frauenorganisationen berichten

Angestrengte Menschlichkeit

Der Friseur ist aus dem Urlaub zurückgekommen. Der junge Redakteur, sein Kunde, ist froh, dass er wieder da ist. Der Haarschnitt ist überfällig, aber er mochte während der Abwesenheit des gewohnten Friseurs zu keinem anderen gehen. Die leicht träumerische Atmosphäre des kleinen Ladens mit seinen Gerüchen und der scherenklappernden Geschäftigkeit im Hintergrund, die erzwungene Passivität während der Scherprozedur versetzte ihn jedesmal in eine entspannte Stimmung, die der geistigen Produktivität dienlich war. Diesmal sollte der Leitartikel überlegt werden.

Aber daraus wurde nichts. Denn der junge Mann hatte vor einiger Zeit einmal den Fehler gemacht, seinem Friseur zu erzählen, dass er in seinem Urlaub an der Adria gewesen sei und wie sehr ihn die Mosaiken in Ravenna beeindruckt hätten. Und nun war auch der Friseur in seinem Urlaub an der Adria gewesen, und auch er war tief beeindruckt wiedergekommen. Er hatte wirkliches Kunstinteresse, und so entspann sich zwischen ihm und seinem Kunden alsbald ein lebhaftes Gespräch. Der Leitartikel, die eigene Arbeit des jungen Mannes war für eine halbe Stunde vergessen. Was schlimmer war: das Gespräch, das am Abend, in einem geselligen Kreis geführt, hübsch und anregend gewesen wäre, wirkte, am frühen Vormittag geführt, entnervend; es würde eine Weile dauern, bis er sich für seine eigene Arbeit wieder gesammelt hatte.

Nun, nicht alle Friseure interessieren sich für die Mosaiken in Ravenna. Nicht alle Gespräche beim Haarschneiden sprechen so persönliche Bezirke an. Und doch erlebt jeder von uns ähnliches fast jeden Tag: den Zwang zu persönlicher Ansprache und Aufmerksamkeit auch in den einfachsten Beziehungen zu anderen, bei Verrichtungen, die sich eigentlich neutral, fast unbewusst, ohne persönliche Anteilnahme abwickeln sollten. Da ist die berufstätige Hausfrau, die zwischen ihrem Haushalt und dem Büro immer im Trab ist. Sie weiss ganz genau, dass man sie in ihrem Lebensmittelgeschäft ein wenig scheel ansieht, weil sie nie zu einem Gespräch aufgelegt ist. Die beiden jungen Verkäuferinnen möchten immer gar so gern ein wenig plaudern. Die Frau steht manchmal auf Kohlen, wenn sie mit anhören muss, wie mit der vorhergehenden Kundin des langen und breiten über den letzten Film gesprochen wird. Aber da sie kein «Unmensch» ist (oder wenigstens nicht als ein solcher erscheinen will), sagt sie nichts. Das einzige, was sie tun kann, um die Einkaufszeit zu verkürzen, ist, dass sie selbst ihre Wünsche so rasch und präzis wie möglich vorbringt und kein persönliches Wort spricht.

Was morgens beim Friseur, beim Einkauf oder in der Strassenbahn begann, setzt sich fort im Betrieb. «Auch die Dienstzeit im Büro vergeht», so schreibt David Riesmann in seinem lesenswerten Buch «Die einsame Masse», «zu einem grossen Teil mit Geselligkeiten: Da werden Klatschgeschichten ausgetauscht (Konferenzen), die einzelnen Abteilungen besucht (Inspektionen), hier mit den Vertretern geplauscht und dort die Stenotypistinnen geneckt (Betriebsklima).»

Alle Augenblicke hat jemand Geburtstag. Für den Direktor führt die Sekretärin den Geburtstagskalender, und sie besorgt auch — in wohlüberlegter Angemessenheit zur Stellung des jeweiligen Geburtstagskindes im Betrieb — die Blumen, das Buch, die Glückwunschkarte. Manchmal lässt sich dennoch ein persönlicher Glückwunsch nicht umgehen. Wenn der Direktor an diesem Tag eine wichtige Sitzung hat (und an welchem hätte er keine?), kann das sehr störend sein. Je mehr dieser Direktor ein Mensch ist, der in seinen Untergebenen ebenfalls Menschen sieht, desto drückender muss für ihn die Last solcher persönlicher Geburtstagsgratulationen werden.

Nur den Direktor, der ein Unmensch ist, irritieren solche Verpflichtungen, die man seltsamerweise «human relations» nennt, nicht im geringsten: er hat die Fähigkeit, Freundlichkeiten zu sagen, ohne sich irgend etwas dabei zu denken, und Fragen zu stellen, deren Antwort er schon nicht mehr hört.

Es ergibt sich die paradoxe Situation, dass die sogenannten menschlichen Beziehungen in den Betrieben desto leichter herzustellen sind, je weniger wirklich menschliche Kontakte zwischen denn Arbeitenden und zwischen Vorgesetzten und Untergebenen bestehen. Riesmann spricht in seinem Buch von dem falschen persönlichen Ton, der dadurch in den Beziehungen zwischen den Menschen üblich geworden sei. Dieser Ton führt dazu, dass jeder den anderen nur manipuliert; die spontane und echte Freundlichkeit hört auf. Ausserdem verwischen sich die Unterschiede zwischen Arbeit und Geselligkeit; Freizeit und Feiertage werden von innen her ausgehöhlt.

Das sind Beobachtungen aus Amerika. Aber wer die Verhältnisse in deutschen Betrieben, im Laden, im Restaurant, in der Bahn, in der Mietskaserne aufmerksam betrachtet, wird manche Parallele finden. Natürlich ist es nicht so, dass es dabei an spontaner Freundlichkeit, an wirklichem Interesse immer ganz fehlte. Aber gerade dort, wo die menschlichen Beziehungen nicht als eine Arbeit neben anderen Arbeiten betrieben werden, wo sie — wenn auch nur für einen Augenblick wirklichen Beteiligtseins wie in jenem Kunstgespräch zwischen dem Friseur und seinem Kunden — doch ernst genommen werden, erweisen sie sich als über die Massen anstrengend. In einer französischen Untersuchung wurde vor einiger Zeit festgestellt, dass das Gespräch diejenige «Arbeit» sei, die am meisten an den Herz- und Nervenkräften zehrt und zum Entstehen der Managerkrankheit beitrage.

Nichts Schöneres als ein Gespräch in der Familie oder unter Freunden am Abend. Nichts Lustigeres als das Gelächter der Jugend beim Sport oder beim Tanz. Nichts Wichtigeres als die Diskussion über geistige Probleme dort, wo sie hingehört. Aber das, was wir heute vielfach in den Betrieben, den Büros, beim Einkauf, kurz, bei jeder sachlichen Funktion des modernen Zusammenlebens erleben, ist oft nichts als ein gigantischer Hausfrauen-Dauertratsch oder eine ununterbrochene Stammtischrunde. Die Nivellierung zwischen Arbeit und Geselligkeit hat, wie alle Nivellierungen, die Menschen nicht glücklicher gemacht. Im Gegenteil, es scheint, als ob das emotionale Element, das unvermeidlich jedem persönlichen Gespräch innewohnt, die Gelegenheit zu Ressentiments, zu grundlosen Gekränktheiten nur vermehrt habe.

Die menschliche Psyche — und es ist immer die Seele, die in menschlichen Verbindungen angesprochen wird — ist nicht unbegrenzt leistungsfähig. Sie kann einige nahe Menschen in Liebe umfassen, sie kann in der täglichen Zusammenarbeit Freundlichkeit und manchmal Freundschaft entwickeln, und sie kann schliesslich für Fernstehende in aussergewöhnlichen Fällen Anteilnahme und Hilfsbereitschaft aufbringen. Aber sie kann unmöglich dauernd menschliche Verbundenheit — human relations — praktizieren. Sie kann sie allenfalls mimen, und das führt auf die Dauer zur Vergiftung der Atmosphäre.

Dass darunter die Arbeit leiden muss, wäre vielleicht noch nicht einmal so schlimm, da manche Berufe überhaupt nur noch eine künstliche Beschäftigungstherapie darstellen, wie Riesmann sagt. Viel schlimmer ist, dass unter dieser scheinbaren Dauergeselligkeit die wirkliche Geselligkeit, die wirklichen Kontakte der Menschen untereinander leiden. Der Befehlston, der früher einmal bei der Arbeit üblich war, brauchte gewiss nicht wiederzukehren. Aber es scheint, als ob das Pendel nun nach der anderen Seite zu sehr ausschwingt. Etwas mehr Sachlichkeit und Distanz würde das Leben für alle erleichtern.

(Heddy Neumeister: «Organisierte Menschlichkeit»)

51. Delegiertenversammlung des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht

Samstag, den 19. und Sonntag, den 20. Mai 1962 in Freiburg

Samstag, den 19. Mai
in der Universität Freiburg (Auditorium B)

von 13.30 Uhr an am Eingang des Saales Verteilung der Stimm-, Bankett- und Ausflugskarten.
14.30 Uhr Delegiertenversammlung.
17 Uhr Oeffentliche Sitzung.
Conférence de Monsieur le Conseiller fédéral Jean Bourgknecht, Dr. en droit, Chef du Département des Finances et des Douanes de la Confédération suisse: «Les problèmes financiers actuels de la Confédération.»
19.30 Uhr Bankett im Restaurant Gambrinus (Hôtel de Fribourg), Place de la Gare. Abendunterhaltung.

Sonntag, den 20. Mai 1962
9 Uhr Geschlossene Sitzung im städtischen Rathaus (Grossratssaal).
12.00 Uhr Abfahrt vor dem Rathaus nach dem Schloss Gruyères und zum Fondue.
ca. 16.30 Uhr Rückkehr nach Freiburg.

Brauchen wir eine staatsbürgerliche Erziehung der Mädchen?

«Der Staat ist nicht die ausschliessliche Sache der Männer, er ist die Sache aller volljährigen Volksgenossen.» *Bundesrat Giuseppe Motta*

Wenn man wie wir seit 40 Jahren in der staatsbürgerlichen Bewegung steht, fällt es einem immer wieder auf, wie nach gründlicher staatsbürgerlicher Erziehung gerufen wird, wobei man aber nur an den staatsbürgerlichen Unterricht der heranwachsenden jungen Männer denkt und mit keinem Gedanken an die jungen Mädchen. Ist es so abwegig, wenn man auch für die Mädchen staatsbürgerliche Bildung verlangt? Wir wissen, dass in den Städten an den Gewerbe- und Mittelschulen für Buben und Mädchen die Einführung in die Verfassung auf dem Lehrplan steht; was aber wissen die Mädchen auf dem Lande, was alle jene, die von der Schulbank weg in die Fabrik eintreten, von unserem Staate, von der Demokratie? Sind die Lehrkräfte, die diesen Unterricht erteilen, immer dazu berufen? Es genügt nicht, in die Verfassung einzuführen, zu wissen, wieviele Unterschriften es für eine Initiative, ein Referendum braucht, sondern man soll im Innersten ergriffen, erfasst sein von der Wichtigkeit einer freiheitlichen Verfassung, von dem tiefsten Sinne der Demokratie, wie wir sie in der Schweiz besitzen. Wie sollen die jungen Mädchen aber davon begeistert werden, wenn man sie nie an die Quellen, an die tiefsten Wurzeln der Demokratie führt?

Seit Jahren setzt man sich für die bessere berufliche Ausbildung der heranwachsenden Frauen ein. Uns will scheinen, dass die staatsbürgerliche Erziehung nicht weniger wichtig ist. Aus dem Verantwortungs- und Pflichtgefühl heraus wird die Frau sich in den Dienst von Werten stellen, die für das Leben entscheidend sind. Zu diesen Werten soll aber auch die freiheitliche Verfassung gehören. Die staatsbürgerliche Erziehung unserer Kinder liegt weitgehend in den Händen der Mütter. Wie sollen

Frauen unserer Zeit

Hedy Salquin

Dirigentin, Pianistin, Hausfrau und Mutter

Es brauchte etliche Telephonanrufe, bis wir endlich bei Frau Salquin vorsprechen durften, denn eine Künstlerin, die zugleich Gattin, Mutter und Hausfrau ist, kann nicht ohne weiteres zu jeder Stunde Besuch empfangen. Nun, nach einigem Hin und Her konnten wir uns doch auf einen Dienstagnachmittag einigen. Frau Salquin wohnt in einer hübschen Dachwohnung in einem netten Haus in Kriens, ganz nahe bei Luzern. Blumen erwarten einen im Hausflur, Blumen stehen vor der Wohnungstüre, durch die uns der wohltemperierte Klang eines Flügels ans Ohr drang. Frau Salquin war eben im Begriff, einem ihrer Schüler den letzten Schliff in der Kenntnis eines der Werke grosser Meister zu geben. Sie hat eine Klavierklasse am Konservatorium, unterrichtet aber ihre Schüler in ihrer Wohnung. Wir hörten eben noch, wie sie ihrem Schüler zum Abschied einige aufmunternde Worte sagte, und schon trat sie in den Raum, in dem wir gewartet hatten, um uns ins Musikzimmer zu führen, das beherrscht wird von einem grossen schwarzen Flügel. Bescheiden, zuvorkommend und nett, ganz ohne irgendwelche Starallüren hiess die Künstlerin uns Platz nehmen und schickte sich dann an, unsere neugierigen Fragen zu beantworten. Zuerst wollten wir wissen, wie es komme, dass sie trotz ihres so welsch klingenden Namens so absolut fehlerlos Luzerndeutsch spreche. Ein Rätsel, das sich bald löste. Die Salquins sind eigentlich Neuenburger. Ihre Mutter aber war eine waschechte Luzernerin, und Hedy Salquin hat die ersten Klassen der Primarschule auch in Luzern besucht. Dann siedelten ihre Eltern nach Genf über, und die Stadt Calvins wurde ihr zur zweiten Heimat. Und auch heute noch, wenn sie Erholung nötig hat von den Mühen des täglichen Lebens, reist sie nach Versoix am Genfersee zu ihren Eltern. Frau Salquin stammt nicht aus einer eigentlichen Musikerfamilie, aber aus einer sehr musikliebenden Familie. Heute noch hält sie die ersten Klavierhefte, die sie von ihrem Vater in frühester Jugend geschenkt bekommen hat, in höchsten Ehren. Schon von Kindsbeinen an hatte sie den Wunsch, später einmal Musik zu studieren. Mit sechs Jahren bekam sie bereits den ersten Klavierunterricht. Im Jahre 1939 trat sie in das Konservatorium in Genf ein, und in diesem Augenblick setzte auch ihre erfolgreiche Karriere ein. 1942 errang sie den ersten Preis des nationalen Bach-Wettbewerbes. Zwei Jahre später trat sie in die Klasse von Professor Dinu Lipatti ein und bekam den Prix Ferney für Prima-Vista-Spiel. 1945 besuchte sie einen Meisterkurs von Professor Edwin Fischer in Luzern. 1947 machte sie das Lehrdiplom mit den Glückwünschen der Jury. Im gleichen Jahr erhielt sie auch den Prix Held für Prima-Vista-Spiel, machte das Diplom für Harmonie-Lehre und war zugleich erstmals offizielle Begleiterin für Violine am internationalen Musikwettbewerb in Genf. Im Jahre darauf machte sie mit dem bulgarischen Bassisten Raphael Arié eine Tournee mit Konzerten in Genf, Lausanne, Bern und Zürich. 1949 bestand sie die Konzertdiplomprüfung mit Auszeichnung, wurde Preisträgerin des Internationalen Musikwettbewerbes in Ostende und errang den Kammermusikpreis des Internationalen Musikwettbewerbes in Genf. Diese Erfolge ermutigten sie dann zum Eintritt ins Konservatorium in Paris, wo sie drei Jahre lang studierte. Im Jahre 1950 gab sie Konzerte in Paris und Brüssel und gewann den Schubert-Preis des Internationalen Schubert-Wettbewerbs in Genf. Zwischenhinein gab sie wiederum Konzerte in Bern, Luzern und Linz. Das Jahr 1952 brachte wohl einen der grössten und erhebendsten Momente im Leben der Künstlerin, die durch Fleiss und Begabung schon so viele Erfolge eingeheimst hatte, es wurde ihr durch Professor Louis Fourestier der erste Preis für Dirigieren des Pariser Konservatoriums zuerkannt, damit wurde dieser hohe Preis erstmals einer Frau verliehen. Darauf begann für die Künstlerin ein richtiges Wanderleben, sie gab in den folgenden Jahren fast in allen grössern Städten Europas Konzerte, wobei sie bald als Pianistin, bald als Dirigentin auftrat. Seit Hedy Salquin verheiratet ist und auch auf ein kleines herziges Hedeli acht geben muss, das etwas mehr als ein Jahr alt ist, geht sie nur noch selten ins Ausland auf Tournee, sie gibt aber Konzerte in der Schweiz und hat ihre Musikstunden. Wenn es sich irgendwie machen lässt, übt Frau Salquin täglich bis zu vier Stunden. Und als wir über so viel Tatendrang den Kopf schüttelten, da meinte die Künstlerin ganz zuversichtlich: «Man muss die Zeit nur richtig einteilen, dann hat sehr viel Platz in einem Tag.» Und wenn man die glückliche Familie in ihrer hübschen Dachwohnung betrachtet, dann muss man sagen, dass das Familienleben hier unter der Berufstätigkeit der Mutter gar nicht leidet. Ganz im Vertrauten erzählte sie uns auch, dass das kleine Hedeli jetzt schon auf die Musik reagiere und offensichtlich sehr gerne zuhöre, wenn Mama am Flügel sitzt und intoniert. Mit einem freudigen Leuchten in den Augen meinte sie, als wir ganz genau wissen wollten, wie sie ihre verschiedenen Berufe eigentlich miteinander verbinde: «Mech tonkt's, ech heb öppis Gschids usgwält!» Und offenbar ist es auch so, Frau Salquin ist eine Art Heimarbeiterin. Sie arbeitet zwar nicht am Stickrahmen und auch nicht an der Nähmaschine, ist aber doch den ganzen Tag daheim. Zum Schluss wollten wir auch noch wissen, wie das denn sei, als Frau eine Gruppe von Herren zu dirigieren. Frau Salquin versicherte uns, dass das gar nichts Besonderes sei. Sie lasse sich bei ihrer Arbeit sowieso ganz von der Musik tragen, und da spiele es keine Rolle, ob vor ihr ein Damen- oder ein Herrenorchester sitze. Zudem gehe es beim Dirigieren nicht um eine Machtentfaltung, sondern um ein Lenken, um das Vermitteln von Musik.

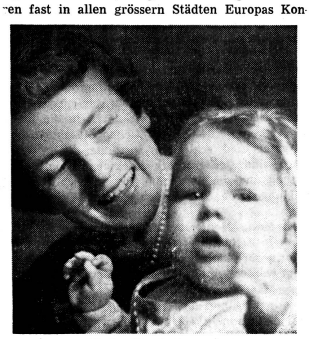


Photo: Mondo Annoni

Anna Fischer

Wir fragen

Bis Ende Mai 1962 ist die Aktion «Stets Wein im Haus» im Gange. Sie bezweckt, den täglichen Weinkonsum zu steigern. Diese Weinreklame-Aktion wird zum Teil finanziert durch den Eidgenössischen Rebbaufonds und zwar für die Ernten 1959 bis 1961 mit Fr. 1,85 Millionen.

Die Schweizerische Wirtezeitung führt die Weinpropaganda sowohl für den einheimischen als auch für den importierten Wein durch.

Was sagen die Steuerzahler dazu? Liegt solche Verwendung der Bundesgelder im allgemeinen Interesse? Wir sagen nein, denn

1. konsumiert das Schweizervolk mehr Importwein als einheimischen Wein;

2. ist der durchschnittliche Weinkonsum hoch genug, nämlich pro Kopf der Bevölkerung (also Kinder inbegriffen) 37 Liter, der gesunde Traubensaftkonsum 1,5 Liter pro Kopf und Jahr;

3. sind immer mehr Spitäler nötig, u. a. um die vom übermässigen Trinken Geschädigten aufzunehmen;

4. weiss man um die vielen Verkehrsunfälle infolge Trunksucht;

5. braucht der Weinbau Arbeitskräfte, die heute in Landwirtschaft, Industrie, Spitälern auch nötig wären.

Daher sollte jede Schweizer Frau, jeder aufrechte Schweizer Mann gegen eine derartige Verwendung der Steuergelder protestieren.

M. M.

sie aber in die Tiefe wirken können, wenn man ihre eigenen staatsbürgerlichen Kenntnisse so wenig fördert.

In unserer unruhigen, gefahrvollen Zeit können wir es uns wahrhaftig nicht mehr leisten, die kommenden Mütter in dieser Beziehung zu benachteiligen. Mädchen und Burschen brauchen die staatsbürgerliche Aufklärung dringend. Wie ganz anders wird die Stellung einer Frau in der Familie sein, wenn sie sich bewusst ist, um was es letzten Endes in der Demokratie geht und sie in diesem Geiste auf ihre Kinder einwirken kann. In diesem Sinne kann die staatsbürgerliche Bildung der Frau nicht hoch genug eingeschätzt werden. Es wird ihr dadurch bewusst werden, wie sehr das Schicksal eines Landes, einer Generation von der Ausübung der demokratischen Rechte bestimmt wird und wie sehr es Mann und Frau braucht, die gemeinsam im vollen Wissen um den Ernst ihrer Rechte und Pflichten am Aufbau des Staates arbeiten. Unsere Zeit braucht nicht nur staatsbürgerlich erzogene Männer, sondern ebenso dringend Frauen, die Schulter an Schulter mit ihnen für eine freiheitliche Verfassung in der Demokratie einstehen.

W.-S.

Die Frau in der Kunst

Maria Fein wird Mitte Mai im Stadttheater Konstanz Szenen aus Werken von Schnitzler (geb. 15. Mai 1862) und Nestroy (gest. 25. Mai 1862) zu deren Gedenktag sprechen und am 24. Mai im Kunsthaussaal Zürich einen ähnlichen Abend veranstalten.

*

Die Schweizer Nachwuchsschauspielerin Esther Schwarz verlässt auf Ende der Spielzeit ihr Engagement am Städtebund-Theater, um sich zu verheiraten. Lilian Harcey, der älteren Generation als Filmstar («Der Kongress tanzt» und «Drei von der Tankstelle») unvergesslich, geht nun zum Theater über und tritt zum ersten Male in des Berner Pierre Bürkis Komödie «Eine Frau ohne Tadel» im Städtebund-Theater auf, nachdem sie vor diesem Schweizer Comeback bereits in Rattigans «Olivia» in Deutschland sehr erfolgreich ihr Debüt feiern konnte.

*

Bei der Luganeser alljährlichen Ausstellung «Bianco e nero» vertrat in diesem Jahre Helen Dahm die Schweiz.

*

Die Zürcher Galerie Suzanne Bollag stellt bis zum 12. Mai 4 Künstler aus Rom aus. Das Kunststuben-Restaurant Maria Benedetti in Küsnacht (Zch) zeigt Werke des Winterthurers Geo Bretscher.

*

Die berühmte Sopranistin Lotte Lehmann, einst an der Wiener Staatsoper die beste Marschallin im «Rosenkavalier» von Richard Strauss, wird nun an der New Yorker Metropolitan diese Oper selber in Szene setzen.

*

Anna Ticho (Jerusalem) hatte mit ihrer Ausstellung im Baltimore Museum of Art (USA) einen durchschlagenden Erfolg: der gefeierte Bildhauer Jacques Lipschitz schrieb das Vorwort zum Katalog —, und die Presse schrieb: «Eine grossartige Ausstellung, gleicherweise in der Beherrschung der Technik wie im künstlerischen Ausdruck.»

*

Die Basler Galerie Bettie Thommen brachte Oelbilder von Hans R. Schiess. Im Neuen Winterthurer Tagblatt erscheint eine Serie «Porträts Schweizer Schauspielerinnen, in welcher Reihe bisher zu sehen waren: Maria Becker, Maria Winter, Ellen Widmann, Melanie Münzner, Elsa Fehrmann und Wiltrud Tschudi. Vorgesehen sind vorerst Esther Schwarz, Eva David und Alice Thomas. Die Künstlerinnen vertreten so das Zürcher Schauspielhaus, das Stadttheater Chur, das Zürcher Rudolf Bernhard-Theater, das St.-Galler Stadttheater, das Städtebund-Theater und, durch Hede Weimann, das Stadttheater Luzern. Es zeigt sich, dass viele der wichtigsten unserer Darstellerinnen auch unserem Lande zugehören.

*

Nach Marguerite Cavadaski, die in Dürrenmatts «Besuch der alten Dame» in der Westschweiz den gleichen Triumph erzielt wie seinerzeit Therese Giehse in Zürich, ist die Reihe nun an der jungen Leyla Aubert, Brechts «Johanna der Schlachthöfe» im Welschland zu verteidigen. Vorher spielte Jane Rosier in Zimmermanns «Les vieux prés» mit schönem Erfolg. Die Westschweiz ist reich an bedeutenden Talenten, wir nennen nur Camille Fournier, die man in Paris wie Genf zur ersten Klasse rechnet und die selber auch Spielleiterin ist, und Véronique Deschamps (aus dem Berner Jura), die neben ihrem Pariser Auftreten noch gelegentlich in der Westschweiz gastiert. Sie hat sich kürzlich mit dem Filmregisseur Jean Dréville verheiratet, dessen «Lafayette» gerade grossen Beifall fand, und ist nun Mutter eines herzigen Töchterchens geworden. *M.*

*

Die Geigerin Celia Aumere, Lehrerin am Luzerner Konservatorium, ist vor einigen Tagen von einer mehrwöchigen Konzerttournee durch Kanada und die Vereinigten Staaten zurückgekehrt. Die Tournee umfasste u. a. Montreal, Toronto, Chicago, Boston, New York.

Töpfereien und Tierplastiken

Das Schweizer Heimatwerk beherbergt gegenwärtig in seinem «Heimathaus» in Zürich eine Ausstellung von Töpfereien des jungen Ehepaares Alexander-Haussmann, Uster, der Töpferin Ninon Müller, Ascona, und von Tierplastiken von Maja Müller, Ascona. Es ist eine sehr besondere Ausstellung, die es verdient, besucht und beachtet zu werden. Aus Ascona hat die Künstlerfamilie Müller uns die vielerlei Arten ihrer Kunsterzeugnisse geschickt: Mutter Maja ihre phantasievollen Stofftiere, die Tochter Ninon ihre gemalten Schalen, Vasen, Krüge, die zum Teil Bruder Dimitri (der in jungen Jahren schon international bekannt gewordene Clown Dimitri) getöpfert hat, der Vater einige Kacheln, mit denen er die Wände seiner Bauten schmückt, denn er ist nicht nur Maler und Bildhauer, sondern auch Architekt. Kostbar, phantastisch und vielgestaltig sind die Stofftiere von Frau Maja, da finden wir kleine Brokatspätzlein mit alten Spitzen und Glasperlen geschmückt, Hähne aus bunten Flickresten, ein Mutterschwein mit Zitzen aus zerknülltem Schokoladepapier, eine wunderbare schwarze Amsel, ganz Vornehmheit, Pferde, Hirsche und immer wieder Vögel in allen Formen und Farben. Eine zauberhafte Welt, von der man nur schwer wieder loskommt.

Nicht weniger zauberhaft ist die irdene Welt der Tochter, sind die gemalten Töpfe, Schalen und Vasen in zarten, satten, leuchtenden und matten Farben. Raffiniert aufgetragene Glasuren verleihen den Töpfereien jenen besonderen, einmaligen Reiz, der nur echten künstlerischen Werken eigen ist.

Von ganz anderer Art sind die Töpfereien, die das junge Ehepaar Alexander-Haussmann aus Uster zeigt. Auch sie sind selber gedreht, selber glasiert und selber gebrannt, die jungen Leute haben dafür eigens einen Ofen im Freien in vielen Arbeitsstunden gebaut. Sie haben sich besonders auf Glasuren spezialisiert und erreichen durch ihre selber entwickelte Arbeitsweise seltene Meisterstücke, die wahrscheinlich nur der erfahrene Fachmann richtig einzuschätzen vermag.

Die Ausstellung ist täglich bis Ende Mai geöffnet.

RS

Wir trauern um ...

Dr. Frida Imboden-Kaiser, St. Gallen

Aerztin und Sozialreformerin

BWK.- In St. Gallen ist im Alter von 85 Jahren die verdiente Pionierin auf dem Gebiete der Kindersterblichkeitsbekämpfung, Dr. Frida Imboden-Kaiser, gestorben. Als im Juli des Jahres 1907 die junge Aerztin ihre berufliche Tätigkeit aufnahm, war sie über den hohen Prozentsatz der Säuglingssterblichkeit in der Stadt St. Gallen, der damals 21 Prozent (heute weniger als 2 Prozent) betrug, bestürzt und begann augenblicklich mit ihrer Aufklärung der Mütter auf breiter Basis, indem sie feststellte, dass deren Interesselosigkeit der Stillpflicht gegenüber in hohem Masse an diesem alarmierenden Stand der Dinge mit schuld war. Sie gründete verschiedene Mütterberatungsstellen, wie auch den Verein für Säuglingsfürsorge und die Mütterschule. In ihrer ausgezeichneten Schrift «Wir sind nicht Herr über Leben und Tod» wandte sie sich mit Entschiedenheit gegen die Abtreibung. Ihre in vielen Auflagen in einer Zahl von weit über 300 000 Exemplaren erschienenen Schrift «Wie ich mein Kindlein pflege» hat mancher schweizerischen Mutter wertvolle Dienste geleistet und wird dies auch fürderhin noch tun.

Dr. Frida Imboden-Kaiser, die 1957 aus Anlass ihres 80. Geburtstages durch die Stadt St. Gallen ehrend gefeiert wurde, hat ihr im Dienst an den Frauen und Müttern erfülltes, arbeitsreiches Leben in dem im Verlag Zollikofer, St. Gallen, erschienenen Buch «Aus Lebenserfahrung und Erinnerung» zusammengefasst. Sie war Mitbegründerin der Frauenzentrale St. Gallen und Mitglied des Gemeinnützigen Frauenvereins. Ihr, der sich immer in jeder Weise für die Frauen und Mütter einsetzenden Medizinerin, ist auch die Schaffung des Ferienheims für erholungsbedürftige Mütter zu verdanken. Sie gehörte dem Stiftungsrat der «Pro Juventute» an und war Mitglied der st.-gallischen Sektion dieser Institution, der in bedeutendem Masse ihr Forschen, Wirken und Helfen zugute kam.

Olga Fröbe-Kapteyn, Ascona

(rv.) Die Gründerin und Leiterin der Eranos-Tagungen ist in der Nacht zum 25. April im 81. Lebensjahr in Ascona gestorben.

In London, wo sie am 19. Oktober 1881 zur Welt gekommen ist, hat Olga Fröbe-Kapteyn auch ihre Schuljahre verbracht. 1900 übersiedelte die Familie nach Zürich, und hier besuchte Olga Kapteyn die Kunstgewerbeschule. Schon die Jugendjahre haben ihr lebendige Beziehungen zu mehreren Kulturen gebracht und ihr den Blick über Landes- und Sprachgrenzen hinausgeführt. 1907 verheiratete sich Olga Kapteyn mit dem Musiker Iwan Fröbe.

1920 erwarb Olga Fröbes Vater die «Casa Gabriella» in Ascona; und da sind in der Stille die Pläne zu dem Lebenswerk gereift, welches den Namen Olga Fröbe-Kapteyn weithin bekannt machte. Eine Art von sommerlicher Schule, die zur geistigen Vertiefung helfen sollte, stand ihr früh vor Augen, und diesem Ziel sollte der 1928 erbaute Saal, die jetzige «Casa Eranos», dienen.

Die Eranos-Jahrbücher zeugen von der Leistung einer Frau, die, unbeirrt ihren Plänen folgend, die Tagungen durch 29 Jahre in konsequenter Entwicklung zu einer weithin beachteten Bedeutung gebracht hat.

Anna Gassmann, Lehrerin, Zürich

Es ist angebracht, dass dieser Persönlichkeit gedacht wird, die zu den frühen Lehrerinnen gehörte. Sie wurde geboren als jüngstes von acht Kindern am 15. März 1882. Ihr Vater war Lehrer in Küsnacht ZH; von ihren sieben Brüdern besuchten fünf das Seminar am Wohnort. Der Vater starb, bevor Anna das Seminar beendet hatte. Schon in der Ausbildungszeit trat Anna dem abstinenten Frauenbund bei. — Von Greifensee, ihrer ersten Stelle, kam die junge Lehrerin nach Wiedikon ZH, wo sie im Schulhaus Bühl bis zu ihrem Rücktritt wirkte.

Uns jüngeren Kolleginnen prägte sich die markante Persönlichkeit von Anna Gassmann als Vorbild ein. Sie setzte ihre Kraft ein im Schweiz. Lehrerinnenverein, kämpfte für «Gleiche Arbeit — gleicher Lohn», schrieb Artikel und hielt Vorträge für das Frauenstimmrecht.

Aus dem Kreise der Leserinnen des «Schweizerischen Frauenblattes» werden sich manche an die Heimgegangene erinnern und ihr ein freundliches Gedenken bewahren.

M. L.

Frau Rosa Maria Schlup-Burkhalter, Bern

Kurz vor ihrem 87. Geburtstag starb nach überlegen ertragener Leidenszeit Frau Schlup-Burkhalter, gewesene Vorsteherin der Privatklinik Engeried in Bern. In ihrem langen Dasein hat sie viel miterlebt, viel ertragen und viele Aufgaben bewältigt.

Aus diesen Quellen konnte Frau Schlup schöpfen, als ihr die Leitung des Engeriedspitals anvertraut wurde. Die hauswirtschaftliche Meisterschaft und das wissenschaftliche Interesse gingen in dieser trefflichen Frau eine überaus glückliche Verbindung ein, die den Aerzten, dem ganzen Spitalbetrieb und der angeschlossenen Pflegerinnenschule zugute kam.

Frau Schlup war grosszügig und selbständig im Urteil, ob es nun Menschen, Bücher oder Vorträge betraf. Ihre klaren Ansichten und Meinungen waren bis in die letzten Zeiten oft verblüffend. Wer noch mit 86 Jahren ein Buch langweilig findet, weil es dem regen Geist zu wenig zu bieten hat, ist gewiss eine seltene Erscheinung.

B. Rb.

Es geht um die geistige Entfaltung des Kindes

Zum 10. Todestag von Dr. Maria Montessori am 6. Mai 1962

BWK. — Was für diese bedeutende italienische Pädagogin wichtigste erzieherische Forderung war, dass die Kinder sich geistig entfalten können, dass Achtung vor ihrer Persönlichkeit erstes Gebot bedeutet, hat auch heute Gültigkeit und Berechtigung keineswegs verloren.

Maria Montessori ist am 31. August 1870 in Chiaravalle, Provinz Ancona, als einzige Tochter eines hohen Militärs und der Nichte des im kulturellen Italien bekannten Philosophen Antonio Stoppani zur Welt gekommen. Das überdurchschnittlich intelligente Kind besuchte die staatliche Schule in Ancona und später, als die Eltern nach Rom übersiedelten, jene der Ewigen Stadt. Welchen Beruf sollte Maria ergreifen? Die einzige Möglichkeit, die es in dieser Hinsicht in Italien damals für ein Mädchen der besseren Stände gab, war jene der Ausbildung zur Lehrerin. «Alles», sagte die ganz besonders auch mathematisch begabte Maria — «nur nicht Lehrerin!» Aerztin wollte sie werden. Fast unüberwindbare Schwierigkeiten stellten sich diesem kühnen Entschluss entgegen. Maria Montessori aber liess sich durch keine Bemerkungen, keine Schikanen von ihrem Ziele abbringen; als erste Frau Italiens doktorierte sie in Medizin. Sie wurde Assistenzärztin der Psychiatrischen Klinik der Universität Rom, als welche sie schwachsinnige Kinder zu betreuen hatte, die damals noch als geisteskrank betrachtet und auch entsprechend behandelt wurden. Eingehendes Befassen mit diesen Aermsten unter den Armen brachte die junge Medizinerin, deren soziales Mitempfinden schon früh stark entwickelt war, zur Erkenntnis, dass es sich hier weniger um ein medizinisches denn um ein pädagogisches Problem handelte. Sie entwickelte eine eigene, stark ins Gebiet der Erziehung reichende Methode der Behandlung der ihr anvertrauten Kinder, dabei völlig neue Wege gehend, und erlebte die Genugtuung, dass ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt wurden. Einige der zurückgebliebenen Kinder konnten in der Folge mit normalen Kindern die öffentlichen Schulexamen bestehen und in den Klassen Aufnahme finden. Nun aber wandte sich Dr. Maria Montessori, die sich als Studentin der Philosophie und Psychologie nochmals in den Hörsaal setzte, mit nicht minderem Interesse und ebensolcher Intensität der Erziehung normaler Kinder zu, indem sie diesmal den Entwurf zu einer Erziehungsreform ausarbeitete, welche vor allem das unabhängige Leben des Kindes respektiert, seine Selbständigkeit des Denkens begünstigt und seine besten Charaktereigenschaften fördert. Sowohl in ihrem Buche «Selbsttätige Erziehung im frühen Kindesalter», wie in ihrem «Handbuch», die beide in viele Sprachen übersetzt wurden, legte sie die These fest, dass nur eine solche Erziehungsart die Basis für die Lösung der Probleme des Krieges und des Friedens bilden könne. «Kinder entwickeln sich entsprechend den Verhältnissen», lesen wir dort, «in die hinein sie geboren werden. Wenn sich die Erzieher über die guten und schlechten Instinkte, die in jedem Kinde sind, Rechenschaft ablegten, würde die Erziehung und die Sorge um die menschliche Entwicklung zu den wichtigsten sozialen Aufgaben gehören.

Dr. Maria Montessori dozierte am Lehrerinnenseminar in Rom Hygiene, und sie war zur Professorin für Anthropologie an der Universität ernannt worden, eine, wie ihre Studenten und Studentinnen fanden, «anmutige Gelehrte, eine gut aussehende, elegante, gepflegte Frau», bei der, was sie sagte, «von innen kam und Lebensnähe besass».

Im Elendsquartier San Lorenzo von Rom hatte Dr. Maria Montessori ein Kinderhaus eingerichtet, das unter ihrer Leitung stand, für welches sie Lehrer und Lehrerinnen in Kursen ausbildete; denn dort erfolgte der Unterricht nach ihrem Erziehungsprogramm, in welches hinein auch die Zur-Verfügung-Stellung geeigneten Spiel-, Lern- und Beschäftigungsmaterials gehörte, das die geniale Pädagogin in langem Studium und praktischer Erprobung selbst entworfen und zur Herstellung in Auftrag gegeben hatte.

Von überall her kamen Pädagogen, Psychologen und Kinderärzte, um die Casa dei Bambini, dieses Zentrum fortschrittlicher Erziehung, kennenzulernen. Dr. Maria Montessori hatte sowohl ihre medizinische Privatpraxis, wie ihre Dozentinnentätigkeit aufgegeben und war in den verschiedensten Ländern unterwegs, um Vorträge zu halten und Kurse zu erteilen. Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, führte sie in Indien 300 Lehrer und Studenten in ihre Erziehungsmethode ein. Obwohl sie eine «feindliche Ausländerin» war, wurde ihr die Erlaubnis erteilt, Unterricht zu geben, Lehrkräfte heranzubilden, Schulen einzurichten. 1948, 78 Jahre alt, reiste sie ein weiteres Mal nach Indien, um dort auf Wunsch des Maharadschah und der Maharani von Gwalior, bei denen sie vorübergehend wohnte, eine Musterschule für Kinder bis zu 12 Jahren einzurichten.

In Italien gründete sie die Montessori-Gesellschaft, die unter dem faschistischen Regime aufgelöst worden war, neu. Sie wurde zum Officier de la Légion d'Honneur de la France ernannt, hielt Vorträge im Rahmen der UNESCO und auf Einladung des Internationalen Zentrums für pädagogisches Studium (in Perugia, wo sie das Ehrenbürgerrecht erhielt). Ihren Wohnsitz hatte sie nach Holland verlegt. Die Universität Amsterdam verlieh ihr den Ehrendoktor der Philosophie; Königin Wilhelmine ernannte sie zum Offizier des Ordens von Nassau-Oranien.

Sie schrieb ihr wertvolles, dem Verhältnis Kind/erwachsener Mensch gewidmetes Buch «Kinder sind anders» (Klett-Verlag, Stuttgart.).

Am 6. Mai 1952 ist Dr. Maria Montessori, Italiens erste Aerztin, die bedeutende Pädagogin, mitten aus intensivem erzieherischem und wissenschaftlichem Wirken heraus im Alter von 81 Jahren in Noordwijk op Zee, wo sie auf dem kleinen katholischen Friedhof begraben liegt, gestorben.

Dank «Merkur»-Rabattmarken

33 1/3 % billiger reisen

denn für 4 gefüllte Sparkarten = Fr. 4.— erhalten Sie 6 Reisemarken im Werte von Fr. 6.—

„MERKUR"

KAFFEE-SPEZIALGESCHÄFT

LEINEN UND HALBLEINEN ... SCHON UND DAUERHAFT

PUR FIL LEINEN

MI-FIL HALBLEINEN

Sonderseite zu Schweizer Frauenblatt — Freitag, 11. Mai 1962 — 10/118

Mitteilungsblatt des Schweiz. Bundes abstinenter Frauen

Schriftleitung: Veronica Müller, Zürcherstr. 11, Basel, Tel. (061) 41 06 94

Neue Folge des Wegweisers zur Frauenarbeit gegen den Alkoholismus

Angeschlossen dem christlichen Weltbund abstinenter Frauen (World's Women Christian Temperance Union, WWCTU)

Gefährdung der Familie durch Bundessubventionen?

Eine Resolution

Anfangs Mai 1962 haben eine stattliche Reihe von Zeitungen aller Richtungen eine Resolution veröffentlicht, welche der Schweiz. Bund abstinenter Frauen an seiner Zentralversammlung vom 31. März gefasst hatte:

«Der Schweiz. Bund abstinenter Frauen hat mit tiefstem Bedauern davon Kenntnis genommen, dass unter der Schirmherrschaft des Eidg. Volkswirtschaftsdepartementes, Abt. Landwirtschaft, mit Hilfe öffentlicher Gelder ein Werbefeldzug gestartet wurde zur Vergrösserung des Weinabsatzes im allgemeinen und mit dem Sonderziel, den Weinkonsum[1] in die Familie hineinzutragen. Es geht hier um Aktionen, die angesichts der Gefahren des Alkoholkonsums für den Strassenverkehr, des schon ohnehin stark anwachsenden Alkoholkonsums durch Frauen und Töchter sowie der zunehmenden Gefährdung der Familie und der Jugend nicht zu verantworten sind.»

Die Wirte-Zeitung bracht's an den Tag

Die Oeffentlichkeit erfuhr von dem in aller Stille vorbereiteten Werbefeldzug erstmals durch die Schweiz. Wirte-Zeitung vom 2. März 1962. Diese schrieb:

«Unter der Leitung der Abteilung Landwirtschaft des Eidg. Volkswirtschaftsdepartementes sind, unterstützt von Weinproduktion, Importeuren, Handel und Gastgewerbe, **bedeutende Bestrebungen im Gange, um den regelmässigen Weinkonsum in der Schweiz zu fördern** ... Durch die allgemeine Weinpropaganda, die sowohl den einheimischen, als **auch den importierten Weinen** gilt, soll der Wein populär gemacht und **der ständige tägliche Weingenuss angeregt werden.**

«Dem gleichen Zweck dient die bevorstehende **Aktion ‚Stets Wein im Haus'.** In den Wochen vom 23. April bis 31. Mai 1962 wird unter diesem Motto eine Sonderinseratenkampagne durchgeführt, verbunden mit einem Spezialangebot an Wein durch die Weinverkaufsstellen. Als praktisches Werbemittel ist eine Einheitspackung für drei Flaschen in Form einer Kartontragtasche geschaffen worden ... Diese 3 Flaschen-Packungen können an passender Stelle im Restaurant leicht aufgestapelt werden und sind sehr geeignet, dem **Weinverkauf über die Gasse vermehrten Antrieb** zu geben.» (Ausgezeichneter Text durch uns hervorgehoben. Red.)

Im Widerspruch zum Gesetz ...

Nach Art. 25 des Landwirtschaftsgesetzes kann der Bund **befristete Einzelaktionen** zur Marktentlastung sowie weitere im allgemeinen Interesse liegende Massnahmen zur Absatzförderung unterstützen. Auf Grund dieser Möglichkeit hat der **Bundesrat am 10. Juli 1960 für die drei Ernten 1959 bis 1961 des schweizerischen Rebbaus aus dem Eidg. Rebbaufonds die Summe von 1,85 Millionen Franken zu Propagandazwecken bewilligt.** Es steht jedoch im Widerspruch zum Gesetz, wenn nun dieser Betrag auch verwendet wird zu einer Werbe-Aktion für **Fremdweine**, denn das Landwirtschaftsgesetz will natürlich nur der Absatzförderung einheimischer Produkte dienen.

... zu den Interessen der Volksgesundheit

Dank der Weinpropoganda aus öffentlichen Mitteln ist in den letzten Jahren der Weinkonsum von ca. 1 650 000 hl auf über 2 000 000 hl angestiegen. Gleichzeitig haben Bier- und Spirituosenkonsum stark zugenommen. Und nun kommt der Bund und sucht den allgemeinen Weinkonsum **noch mehr** zu forcieren, trotzdem

... die Schweiz in der internationalen Alkoholkonsumstatistik mit Italien — nach Frankreich — an zweiter Stelle steht

... im Wallis, wo der Wein die Hauptrolle spielt, nach einer kürzlich gemachten offiziellen Erhebung fast ein Viertel aller Männer alkoholkrank sind

... in Frankreich medizinische Autoritäten und staatliche Kommissionen feststellen, dass der enorm verbreitete Alkoholismus zu ungefähr 70 Prozent als Weinalkoholismus bezeichnet werden muss.

... zu gesunder Familienpolitik

Ganz besonders unverständlich aber ist es, dass das Eidg. Volkswirtschaftsdepartement die Schirmherrschaft über eine Aktion übernimmt, die eindeutig den Zweck verfolgt, **den Wein — auch den Fremdwein — vermehrt in die Familie hineinzutragen.** Wie viel mehr läge es in der Richtung einer gesunden Familienpolitik, wenn der Bund **vermehrte Anstrengungen zugunsten der unvergorenen Produkte des schweizerischen Rebbaus** unternehmen wollte, z. B. durch eine spürbare Preisermässigung des einheimischen **Traubensaftes**, diesem der Gesundheit so zuträglichen **wahren** Saft der Rebe. *I. S.*

Eine sonderbare «Schirmherrschaft»

Unter diesem Titel schreibt alt Bundesrichter Eugen Blocher in der A.-Z. Basel zum gleichen Thema und stellt nach gründlichen Ausführungen fest:

«Die Aktion zugunsten der ausländischen Weine ist also ungesetzlich.» «Die Unterstützung der allgemeinen Weinpropaganda ist ein schwerer, verhängnisvoller Missgriff.»

Im Zusammenhang mit diesem bedenklichen Geschehen, weisen wir unsere Leserinnen hin auf:

Heft 1 der Reihe: «Volk und Alkohol», Blaukreuzverlag Bern: **Dr. Hans Schaffner: «Die Auswirkungen des Alkoholismus in der Volkswirtschaft.»** dem die folgenden Zitate entnommen sind.

Papst Pius XII. sagte am 18. Sept. 1953 vor Delegierten des VII. Internationalen Wein- und Rebenkongresses:

«Die letzten Statistiken zeigen, dass in gewissen Gebieten die Weinerzeugung den Verbrauch sowie die Exportmöglichkeiten weit übersteigt. **Es würde nun unzulässig sein, wenn man zur Verteidigung der materiellen Güter auf die eine oder andere Weise einen übermässigen Weinkonsum des einzelnen hervorrufen wollte.»**

★

«Auf alle Fälle sollte **der Staat** keine Getränkesteuerpolitik betreiben, die eine Erhöhung des Konsums bewirkt.» *Dr. Hans Schaffner*

Weinimport und Hochkonjunktur

Nach der «Schweizerischen Weinzeitung» hat die Weineinfuhr eine für unsere Super-Hochkonjunktur kennzeichnende Veränderung erfahren. Während im Jahre 1961 der Import von Fassweinen unter 13 Grad Alkohol, also an «gewöhnlichen Weinen», um 6 673 800 Liter kleiner ausfiel als im Vorjahr, hat der Import von Rotweinen mit mehr als 13 Grad sowie derjenige von Flaschenweinen stark zugenommen. «Ganz auffallend ist die gewaltige Zunahme der Einfuhren bei den Flaschenweinen, die fast 13 Millionen Liter mehr als 1960 ausmachte.» **Der für den Weinimport ans Ausland entrichtete Tribut hat sich denn auch von rund 100 Millionen Franken auf 111 Millionen erhöht.** *S. A. S.*

★

Eine vernünftige Handelspolitik könnte bestimmt den übermässigen Einfuhrhandel mit alkoholischen Getränken herabsetzen. Wäre dies der Fall, so müssten nicht in der **Schweiz Sicherungsmassnahmen** für die einheimische Weinproduktion getroffen werden, **die oft zu merkwürdigen Erscheinungen führen.**

So wurde z. B. für den Absatz der inländischen Weinernte von 1953 mit ihren 68 Millionen Litern (Einfuhr 1953 = 95 Millionen Liter) eine staatliche Subvention von 5,8 Millionen Franken aus dem Weinbaufonds bewilligt.

Wir sind der Meinung, dass die einzig gesunde Lösung der Krise im Weinbau in der Reduktion der Anbaufläche, in der Umstellung auf andere Produktionszweige und vor allem in der Entwicklung der Erzeugung alkoholfreier Getränke und des Verkaufs von Frischtrauben zu suchen ist.»

«Unsere Aufgabe ist es, unermüdlich diese Dinge zu sagen und sie an den rechten Platz zu stellen. Wir können und dürfen nicht nur Samariter sein, die die Opfer des Alkoholismus wieder zurechtpflegen, sondern müssen uns immer wieder vor Augen halten, dass wir auch im Kampfe gegen den Alkoholismus mitzuwirken haben.»

Dr. Hans Schaffner

Aus der Arbeit der Ortsgruppen

(Bericht der National-Zeitung vom 13. April 1962)

Die Persönlichkeitsstruktur des Trinkers

«Der Alkoholmissbrauch kann Wesensveränderungen im Menschen herbeiführen, die sich auf Grund von Schädigungen von Gehirnzellen ergeben», sagte Dr. med. Herbert Zuber in seinem von der Arbeitsgruppe der Basler Aerzte zur Bekämpfung des Alkoholismus und des Bundes abstinenter Frauen veranstalteten Vortrag. Unberechenbarkeit, Reizbarkeit, Enthemmungen treten auf. Das normale Zusammenspiel zwischen Körper, Seele und Geist ist gestört. Oft empfindet man den Trinker als primitiv, weil feinere Gefühle erstickt sind. Der Süchtige sucht Lustgefühle im Trinken zu erwerben und Spannungen aus dem Wege zu gehen. Nach der gehobenen Stimmung in einer gewissen Euphorie stellt sich freilich die Ernüchterung mit Schuldgefühlen ein, die dann entweder auf andere abgewälzt oder in Selbstbeschuldigung übertrieben werden. Wie aus Statistiken hervorgeht, sind viele Trinker Psychopathen, andere leiden an mangelnder Intelligenz, manche werden oder sind kriminell. Jeder 3. oder 4. Alkoholiker begeht Vermögensdelikte. Vielfach ist gestörte Kindheit, mangelnde Mutterliebe, das Fehlen der Geborgenheit an der Flucht in den Alkoholismus schuld. Der Trinker bleibt auf einer Stufe der Primitivität stehen, ohne die Möglichkeit geistiger Reife zu haben. Der Alkohol bietet Lust und verscheucht die Unlust; darum weicht der Trinker durch stets neuen Alkoholgenuss allen Lebensschwierigkeiten aus, die er nicht mehr auf andere Weise zu meistern versteht. Dass Trinker oft ältere Frauen heiraten, ist nicht selten auf ihr egoistisches Bedürfnis nach mütterlicher Umsorgtheit zurückzuführen, die ihnen vielleicht bei der eigenen Mutter fehlte. Je früher der Alkoholismus (etwa in der Pubertät) einsetzt, um so düsterer sind die Aussichten auf dessen Heilung. Ganz besonders bedenklich ist die zunehmende Trunksucht der Frauen, wobei die Umwelteinflüsse, die häufige starke Belastung durch Beruf und Haushalt und die ständige Propaganda des Alkoholkapitals eine verhängnisvolle Rolle spielen.

In der von Dr. Raymond Battegay geführten Diskussion kamen noch die durch den Alkohol verursachten Erbschäden zur Sprache. Berthy Betsche-Reber hatte den Referenten eingeführt! -is-

---

ANNA KULL-OETTLI 7

Frank erweckt Amerika

Leben und Werk von Frances Willard

Verlag A. Francke AG, Bern 1939
Copyright by A. Francke AG, Verlag, Bern

Auf ein Zeichen zogen wir weiter, und der nächste Wirt erlaubte uns einzutreten. Ich hatte keine Ahnung, wie es in einer Kneipe aussieht. Ich wusste nichts von der hohen Bar, den in Reih und Glied stehenden Fässern, die alle mit einem Hahn versehen waren, von den Gestellen mit den glänzenden Flaschen und Gläsern, von dem dick mit Sägemehl bestreuten Boden, von den vereinzelten Tischen und den Stühlen darum, noch von der schlechten, rauchgeschwängerten Luft, von der es einem gesunden Menschen übel werden musste. Die grosse, ehrwürdige Dame, die uns anführte, legte ihre Bibel auf die Bar und las mit freundlicher Stimme einen Psalm vor, und wir sangen darnach «Fels des Heils ...» mit einem solch grossen Vertrauen, wie ich es nie zuvor in einer gewöhnlichen Gebetsversammlung gehört habe. Und dann flüsterte mir eine ältere Dame zu, ob ich beten wolle. Es war seltsam vielleicht, aber ich fühlte nicht den leisesten Widerwillen, als ich auf den mit Sägemehl bestreuten Boden niederkniete mit einer Gruppe ernstdenkender Menschen um mich und einer Menge ungewaschener, ungekämmter, düster dreinschauender Männer hinter uns, die jeden Winkel füllte und sich bis auf die Strasse ausdehnte. Ich war mir bewusst, dass ich nie in meinem bisherigen Leben, ausgenommen am Sterbebett meiner Schwester Marie, so überzeugt gebetet hatte wie hier. Das war meine ‚Kreuzzugtaufe'.»

In Chicago machte sich Frances Willard ohne viel Erfahrung, ohne viel Vorbereitung, aber mit Begeisterung, mit Zuversicht und vor allem mit all ihrer Energie an ihre neue Arbeit. Es war eine aufregende Arbeit. Alles war so neu und die Stadt Chicago noch völlig unberührt vom Abstinenzgedanken, denn in dieser grossen Stadt hatte der Kreuzzug nur wenig Vorarbeit leisten können. Es war Frances Willards Aufgabe, ihre Mitarbeiterinnen zu finden, die ganze Arbeitsweise auszudenken und zu organisieren. Sie hielt täglich am Nachmittag Gebetsversammlungen ab, veranstaltete Sitzungen und Vorträge, gründete Sonntagsschulen und schrieb Artikel für die Zeitungen, nachdem sie jeden Zeitungsverleger der Stadt persönlich besucht hatte, um seine Hilfe oder wenigstens seine Toleranz zu erbitten. Die Selbstverleugnung, die sie zu üben hatte, erwies sich als Kraftquelle. Als eine Freundin sie bedauerte, dass sie, die Dozentin für Aesthetik an einer Universität, mit einem tiefen Verständnis für Kunst und einer starken Liebe für alles Schöne, ihre Zeit mit Trunkenbolden und deren heruntergekommenen Familien verbringen müsse, antwortete sie glücklich lächelnd: «Welch grössere Kunst kann es geben, als die, zu versuchen, das Ebenbild Gottes auf Gesichtern, die es verloren haben, wieder herzustellen?» Wenn Männer und Frauen, die in Gefahr standen, im Elend umzukommen, durch die Botschaft vom Heil, die sie gläubig aufnahmen, ein neues Leben begannen und nun die einfachen Evangelisationslieder mit ihren rauhen und ungeübten Stimmen sangen, so war das für Ohr und Herz der von der Liebe Christi erfüllten Leiterin so schön wie ein grosses Oratorium. Aber Frances Willard opferte nicht nur ihre Bequemlichkeiten und ihre Vergnügen, sondern noch viel mehr. Sie bekam in der ersten Zeit kein Gehalt und lebte sehr einfach, wie ihre Schützlinge auch. Sie fand das ganz in Ordnung; hatten denn nicht schon vor ihr andere, Apostel und Heilige, in grosser Armut gelebt und Gutes getan? Manchmal litt sie richtig Hunger oder musste zu den Versammlungen weite Strecken zu Fuss gehen, da ihr das Geld, um ein Stück Brot oder eine Fahrkarte zu kaufen, fehlte, bis die Freundinnen, durch Mutter Willard aufmerksam gemacht, hinter diese Not kamen und dafür sorgten, dass ihre Präsidentin regelmässig das Nötige zum Leben erhielt. Diese Tage der Armut waren von den glücklichsten in Franks Leben gewesen. Sie hatte sich in all ihrer Arbeit richtig unter Gottes Führung gefühlt.

Es dauerte nicht lange, bis sich der Wirkungskreis der begeisterten Frances Willard erweiterte. Da die Kreuzzüge fast zu Ende gekommen waren, begann sie, mit deren Leiterinnen eine Organisation zu schaffen, die die planlos angefangene Arbeit in feste Bahnen lenken und weiterführen sollte. Bereits im November 1874 fand dazu in Cleveland im Staate Ohio eine erste grosse Versammlung statt. Siebzehn Staaten waren schon vertreten und elf davon hatten schon eine eigene Organisation. An dieser Versammlung wurde der Nationale (d. h. Amerikanische) Christliche Bund abstinenter Frauen gegründet (im Englischen heisst er Woman's Christian Temperance Union, oder abgekürzt W. C. T. U.). Er umfasst sämtliche Lokal- und Staatsorganisationen. Für uns, die wir das Vereinsleben von klein an kennen, ist es rührend, den Bericht über diese erste Versammlung zu lesen. Die Frauen, welche die Kreuzzüge geleitet hatten, waren da, alle voll Begeisterung für die neue Arbeit und mit dem Drang nach Organisation und dem Wunsch, darin aufgenommen zu werden. Aber die meisten hatten vorher noch nie einer so grossen Tagung beigewohnt. Sie hatten keine Ahnung von einer Geschäftsordnung und andern üblichen Formalitäten. Sie konnten noch keine Reden halten. Sie standen nur auf, sprachen ein wenig, hielten sich bei der Hand und beteten. Die Hauptsache war aber, dass sie dennoch neugestärkt und voller Hoffnung heimkehrten.

Es ist nicht erstaunlich, dass Frances Willard, die als ehemalige Lehrerin Uebung im freien Reden und auch schon Erfahrung im Leiten von Versammlungen hatte, als Sekretärin des nationalen Bundes gewählt wurde. Als solche verfasste sie folgende berühmt gewordene Erklärung, die eigentlich ihre persönlichen Grundsätze enthält: «Im Hinblick auf die mächtigen, entschlossenen und rücksichtslosen Feinde, mit denen wir zu kämpfen haben, sei beschlossen, dass wir, auf den Fürst des Friedens trauend, Gründe mit Gründen, Vorurteile mit Geduld, Verleumdungen mit Güte und all unsere Schwierigkeiten und Gefahren mit Gebet beantworten wollen.»

Diese Resolution wurde von den Frauen einstimmig angenommen und ist bezeichnend für die Ursprünglichkeit ihrer Gedanken. Sie drückt wirklich das aus, was die Frauen tun wollten und zum grossen Teil auch taten. Die Güte und Einfachheit, die aus dieser Erklärung spricht, zeigt, in welch gütigem und einfachem Geist die W. C. T. U. gegründet worden ist.

Für das Frauenstimmrecht

Kaum fünf Monate, nachdem Frances Willard ihre Stelle als Professorin aufgegeben hatte, stand sie schon mitten in ihrer neuen Arbeit. Sie war Präsidentin der Ortsgruppe Chicago des Bundes abstinenter Frauen, war im Vorstand der alle Ortsgruppen zusammenfassenden Organisation des Staates Illinois und auch Sekretärin im Vorstand für das ganze Unionsgebiet. Mit Freude und Befriedigung setzte sie ihre schwere Arbeit der Trinkerrettung in Chicago fort. Daneben begann sie aber auch, ihr Arbeitsgebiet zu vergrössern. Sie schrieb ein Büchlein «Winke und Ratschläge», um den Frauen die ungewohnte Arbeit im neu entstandenen Bund zu erleichtern und stellte einen Arbeitsplan auf. Auch begann sie an verschiedenen Orten Vorträge zu halten. Es waren am Anfang eigentlich noch keine rechten Vorträge, sondern eher Gebetsversammlungen mit einer Ansprache. Alles musste erst gelernt werden. Auch die Zuhörer mussten noch lernen. Sie waren zu jener Zeit nicht gewohnt, eine Frau reden zu hören und erst recht nicht über ein für ihre Begriffe so ausgefallenes Thema wie das der Enthaltsamkeit. Beides schreckte sie eher ab. Obgleich Frances Willard noch nicht die glänzende Volksrednerin war, die sie bald wurde (sie musste ihre eigene Macht erst selber kennenlernen), so wirkte sie doch durch ihre Begeisterung, ihre liebevolle Art und ihre persönliche Anmut auf die Zuhörer. Selbst diejenigen, die nur gekommen waren, um ein wenig zu spotten, blieben betend in den Sälen zurück. Den Gutwilligen zeigte Frances durch ihre überzeugenden Worte, wie sie arbeiten, organisieren und leiten sollten.

Bei dieser Arbeit und angesichts ihrer schüchternen, geistig unbeweglichen Zuhörerinnen kam Frances Willard auf die zweite grosse Erkenntnis ihres Lebens. Die erste hatte sie in die Abstinenzarbeit geführt, die zweite ging daraus hervor. Sie erkannte plötzlich, dass sie für die Gleichberechtigung von Mann und Frau, im besonderen für das Frauenstimmrecht eintreten müsse, wenn sie mit der Abstinenzarbeit vorwärts kommen wolle. Der Gedanke des Frauenstimmrechts war damals für viele noch ungewohnter und abschreckender als der Abstinenzgedanke. Er kam ihnen geradezu lächerlich vor. Und so schien es anfangs, als ob das Eintreten für diese zweite Ueberzeugung der ersten Schaden zufügte. Denn selbst unter den Abstinentinnen stiess Frances Willard auf grossen Widerstand. Man verbot ihr sogar, an Versammlungen darüber zu reden. Frances war aber weitsichtiger. Sie wollte von Anfang an auf breiter, sicherer Grundlage aufbauen und gab deshalb nicht nach.

(Fortsetzung folgt)

Von Müttern und ihren Kindern

Die Geschichte einer Mutter

Von Hans Christian Andersen

Es sass eine Mutter bei ihrem kleinen Kinde, die war sehr betrübt, sehr besorgt, dass es sterben würde. Es war so bleich, die kleinen Augen hatten sich geschlossen, es sog den Atem so schwach ein und zwischendurch einmal mit einem so tiefen Zug, als ob es seufzte, und die Mutter blickte immer noch sorgenvoller auf die kleine Seele herab.

Da klopfte es an die Tür, und ein armer alter Mann kam herein, ordentlich eingewickelt in eine grosse Pferdedecke; denn das wärmt, und Wärme brauchte er; denn es war ja kalter Winter, draussen lag alles mit Schnee und Eis bedeckt, und der Wind blies, dass es einem ins Gesicht schnitt.

Und da der alte Mann vor Kälte zitterte und das kleine Kind einen Augenblick schlief, ging die Mutter hin und setzte Bier in einem kleinen Topf in den Ofen, damit es für ihn warm würde; und der alte Mann sass und wiegte, und die Mutter setzte sich auf einen Stuhl dicht neben ihn, blickt auf ihr krankes Kind, das so tief Atem holte und die kleine Hand bewegte.

«Glaubst du nicht auch, dass ich es behalte?» sagte sie, «der Herr wird es nicht von mir nehmen!»

Und der alte Mann, es war der Tod selbst, der nickte so wunderlich, dass es ebensogut Ja wie Nein bedeuten konnte. Und die Mutter sah nieder in ihren Schoss, und die Tränen liefen ihr über die Wangen; — ihr Kopf wurde so schwer, drei Nächte und drei Tage hatte sie kein Auge geschlossen, und nun schlief sie, aber nur einen Augenblick, da fuhr sie auf und zitterte vor Kälte. «Was ist das!» sagte sie und sah nach allen Seiten; aber der alte Mann war fort und ihr kleines Kind war fort, er hatte es mit sich genommen; und in der Ecke schnurrte und schnurrte die alte Uhr, das grosse Bleilot lief gerade hinab zur Erde, Bum! und da stand auch die Uhr still.

Aber die arme Mutter lief aus dem Haus und rief nach ihrem Kind.

Draussen mitten im Schnee sass eine Frau in langen schwarzen Kleidern, und sie sagte: «Der Tod ist drin in deiner Stube gewesen, ich sah ihn, er eilte fort mit deinem kleinen Kind; er geht schneller als der Wind, er bringt niemals zurück, was er nahm!»

«Sag mir nur, welchen Weg er ging!» sagte die Mutter, «sag mir den Weg, und ich werde ihn finden!»

«Ich weiss ihn!» sagte die Frau in den schwarzen Kleidern, «aber bevor ich ihn sage, musst du mir erst alle die Lieder singen, die du deinem Kinde gesungen hast; ich liebe sie, ich habe sie schon früher gehört, ich bin die Nacht, ich sah deine Tränen, während du sie sangst!»

«Ich will sie singen, alle, alle!» sagte die Mutter, «aber halte mich nicht auf, damit ich ihn einholen kann, damit ich mein Kind finden kann!»

Aber die Nacht sass stumm und still; da rang die Mutter ihre Hände, sang und weinte, und da waren viele Lieder, aber noch mehr Tränen; und dann sagte die Nacht: «Geh nach rechts hinein in den dunkeln Tannenwald, da sah ich den Tod seinen Weg nehmen mit deinem kleinen Kind!»

Tief drinnen im Walde kreuzten sich die Wege, und sie wusste nicht länger, wo sie gehen sollte; da stand ein Dornbusch, der hatte weder Blüte noch Blatt; denn es war ja auch in der kalten Winterszeit, und Eiszapfen hingen an den Zweigen.

«Hast du nicht den Tod vorbeigehen sehen mit meinem kleinen Kind?»

«Jawohl!» sagte der Dornbusch, «aber ich sage dir nicht, welchen Weg er nahm, wenn du mich nicht erst an deinem Herzen erwärmen willst; ich friere tot, ich werde zu reinem Eis.»

Und sie drückte den Dornbusch an ihre Brust, so fest, dass er sich recht erwärmen konnte, und die Dornen drangen ein in ihr Fleisch, und ihr Blut floss in grossen Tropfen; aber der Dornbusch trieb frische grüne Blätter, und es kamen noch Blüten dazu in der kalten Winternacht, so warm war es an einer betrübten Mutter Herzen; und der Dornbusch sagte ihr den Weg, den sie gehen sollte.

Da kam sie zu einem grossen See, wo es weder Schiff noch Kahn gab. Der See war nicht genug zugefroren, dass er sie hätte tragen können, und auch nicht offen und seicht genug, dass sie hätte durchwaten können, und sie musste hinüber, wenn sie ihr Kind finden wollte; da legte sie sich nieder, um den See auszutrinken, und das ist ja für einen Menschen unmöglich; aber die betrübte Mutter dachte, dass doch vielleicht ein Wunder geschehen könnte. —

«Nein, das geht niemals», sagte der See, «lass uns zwei lieber sehen, dass wir einig werden! Ich halte darauf, Perlen zu sammeln, und deine Augen sind die zwei klarsten, die ich je gesehen habe; willst du sie in mich ausweinen, so will ich dich hinübertragen zu dem grossen Treibhaus, wo der Tod wohnt und Blumen und Bäume hütet; jedes von ihnen ist ein Menschenleben!»

«O, was gebe ich nicht, um zu meinem Kind zu kommen!» sagte die verweinte Mutter, und sie weinte noch mehr, und ihre Augen sanken nieder auf den Grund des Wassers und wurden zwei kostbare Perlen; aber der See hob sie, als ob sie in einer Schaukelässe, und sie flog in einer Schwingung zur Küste an der andern Seite, wo ein meilenbreites wunderliches Haus stand; man wusste nicht, ob das ein Berg mit Wald und Höhlen war, oder ob es erbaut worden; aber die arme Mutter konnte das ja nicht sehen, sie hatte ja ihre Augen ausgeweint.

«Wo werde ich den Tod finden, der mit meinem kleinen Kind ging?» sagte sie leise.

«Hierher ist er noch nicht gekommen», sagte die alte Grabfrau, die ging und des Todes grosses Treibhaus hüten sollte. «Wie hast du dich hierher finden können, und wer hat dir geholfen?»

«Der Herr hat mir geholfen!» sagte sie, «er ist barmherzig, und das wirst du auch sein! Wo werde ich mein kleines Kind finden?»

«Ja, ich kenne es nicht, und du kannst nicht sehen»! sagte das Weib. «Viele Blumen und Bäume sind heute nacht verwelkt, der Tod wird bald kommen und sie umpflanzen! Du weisst wohl, dass jeder Mensch seinen Lebensbaum oder seine Blume hat, wie nun ein jeder beschaffen ist; sie sehen aus wie andere Gewächse, aber sie haben Herzschlag; Kinderherzen können auch klopfen! Gehe dem nach, vielleicht kannst du den deines Kindes erkennen; aber was gibst du mir, wenn ich dir sage, was du noch tun sollst?»

«Ich habe nichts zu geben», sagte die betrübte Mutter, «aber ich will für dich ans Ende der Welt gehen.»

«Ja, dort habe ich nichts zu tun», sagte das Weib, «aber du kannst mir dein langes schwarzes Haar geben, du weisst wohl selbst, dass es schön ist, und das kann ich leiden! Du sollst mein weisses dafür erhalten, das ist immerhin etwas!»

«Verlangst du nichts anderes», sagte sie, «das gebe ich dir mit Freuden!» und sie gab ihr das schwarze Haar und erhielt das schneeweisse der Alten dafür.

Und so gingen sie hinein in das grosse Treibhaus des Todes, wo Blumen und Bäume wunderlich untereinander wuchsen. Da standen seine Hyazinthen unter Glasglocken, und da standen grosse baumstarke Pionien; da wuchsen Wasserpflanzen, einige wenige frisch, andere halbkrank, Wasserschnecken legten sich auf sie, und schwarze Krebse klammerten sich an die Stiele. Da standen schöne Palmenbäume, Eichen und Platanen, da stand Petersilie und blühender Thymian; jeder Baum und jede Blüte hatte ihren Namen, jede war ein Menschenleben, der Mensch lebte noch, einer in China, einer in Grönland, ringsum auf der Welt. Da waren grosse Bäume in kleinen Töpfen, so dass sie erdrückt schienen und bereit, ihren Topf zu sprengen, da war auch an manchen Stellen eine kleine ärmliche Blume in fetter Erde mit Moos herum und gehegt und gepflegt. Aber die betrübte Mutter beugte sich über die kleinsten Pflanzen und hörte in ihnen, wie das Menschenherz klopfte, und aus Millionen erkannte sie das ihres Kindes.

«Das ist es», rief sie und streckte ihre Hand aus über einen kleinen blauen Krokus, der ganz krank nach der einen Seite hing.

«Rühre die Blume nicht an», sagte das alte Weib, «aber stelle dich her, und wenn dann der Tod kommt, ich erwarte ihn, ehe ich es weiss, lass ihn da nicht die Pflanze ausreissen und drohe du ihm, dass du dasselbe mit den andern Blumen tun willst, da wird er ängstlich; denn er ist unserm Herrn dafür verantwortlich; keine darf ausgerissen werden, ehe er es erlaubt.»

Auf einmal sauste es eiskalt durch den Raum, und die blinde Mutter konnte fühlen, dass es der Tod war, der kam.

«Wie hast du den Weg hierher finden können?» fragte er, «wie konntest du hurtiger sein als ich?»

«Ich bin eine Mutter», sagte sie.

Und der Tod streckte seine lange Hand hin nach der kleinen feinen Blume; aber sie hielt ihre Hände fest um sie, so dicht und doch sorglich, dass sie nicht eines der Blätter berühre. Da blies der Tod auf ihr Hände, und sie fühlte, dass dies kälter war als der kalte Wind, und ihre Hände fielen matt nieder.

«Du kannst doch nichts gegen mich tun!» sagte der Tod.

«Aber der Herr kann es», sagte sie.

«Ich tue nur, was er will!» sagte der Tod. «Ich bin sein Gärtner! Ich nehme alle seinen Blumen und Bäume und pflanze sie im grossen Garten des Paradieses in das unbekannte Land, aber wie sie dort wachsen und wie es dort ist, darf ich dir nicht sagen!»

«Gib mir mein Kind zurück!» sagte die Mutter und weinte und bat; mit einem Male griff sie mit beiden Händen nach zwei hübschen Blumen nahebei und rief dem Tod zu: «Ich reisse alle deine Blumen ab, denn ich bin verzweifelt!»

«Berühre sie nicht!» sagte der Tod. «Du sagst, dass du unglücklich bist, und nun willst du eine andere Mutter ebenso unglücklich machen!» —

«Eine andere Mutter!» sagte das arme Weib und liess sofort beide Blumen los.

«Da hast du deine Augen», sagte der Tod, «ich habe sie aus dem See gefischt, sie glänzten so stark; ich wusste nicht, dass es deine waren; nimm sie wieder, sie sind noch klarer als zuvor; sieh jetzt nieder in den tiefen Brunnen dicht dabei, ich werde dir die Namen der beiden Blumen nennen, die du ausreissen wolltest, und du siehst ihre ganze Zukunft, ihr ganzes Menschenleben, siehst, was du zerstören und vernichten wolltest.»

Und sie sah nieder in den Brunnen, und es war eine Glückseligkeit zu sehen, wie die eine ein Segen für die Welt wurde, zu sehen, wie viel Glück und Freude sich rund um sie entfaltete. Und sie sah das Leben der andern, und es war Sorge und Not, Schrecknis und Elend.

«Beide Schicksale sind Gottes Wille!» sagte der Tod.

«Welches ist die Blume des Unglücks und welche die des Segens?» fragte sie.

«Das sage ich dir nicht», sagte der Tod, «aber das sollst du von mir wissen, dass die eine Blume die deines eigenen Kindes war, das war deines Kindes Geschick, das du sahst, deines eigenen Kindes Zukunft!»

Da schrie die Mutter auf vor Schreck: «Welches von ihnen war mein Kind! Sag mir das! Erlöse das Unschuldige! Erlöse mein Kind von all diesem Elend! Trag es lieber fort! Trag es hinein in das Reich Gottes! Vergiss meine Tränen, vergiss meine Gebete und alles, was ich gesagt und getan habe!»

«Ich verstehe dich nicht!» sagte der Tod. «Willst du dein Kind zurückhaben, oder soll ich damit dahin gehen, wo du nicht weisst?» — Da rang die Mutter ihre Hände, fiel auf ihre Knie und betete zum Herrn: «Hör mich nicht, wenn ich bete gegen deinen Willen, der der beste ist! Hör mich nicht! Hör mich nicht!»

Und sie beugte ihr Haupt nieder in ihren Schoss.

Und der Tod ging mit ihrem Kind ein in das unbekannte Land.

GEBET EINER MUTTER

Herr, der Du alles Leben bist, lass mich nie vergessen, dass Du mir meine Kinder nur geliehen hast. Im hellen Spiegel ihrer dunklen Augen zeige mir das Bild, das Du in sie gelegt. Denn wenn ich sie sehe, wie Du sie gewollt, kann ich sie pflegen wie ein guter Gärtner, der sorgsam jedem Samenkorn Erdreich und Lage sucht, damit die Blüte sich entfalte.

In der Anmut meiner Kinder lass mich die vollkommene Schönheit Deiner Schöpfung ahnen, in ihrem Lächeln die Seligkeit Deiner Liebe, in ihren Fragen den Geist, der zum Lichte drängt.

Löse mir den Eigensinn, sie nach meinem Willen zu formen, und nimm mir die Ungeduld, die ihr Wachsen nicht erwarten kann. Befreie mich von der falschen Sucht, zuviel zu tadeln. Und wenn ich strafen muss, lass es aus Liebe geschehen, um zu helfen, nicht aus raschem Zorn. Läutre meine Liebe, damit sie nicht selbstsüchtig sei — und gib ihr Festigkeit, denn die vielen Lehren der Welt machen mich unsicher und schwach.

Schenke mir Frieden, wenn mein Herz wie ein gefangener Vogel im Käfig flattert, weil der Glanz der grossen Welt mich lockt. Lass mich erkennen, dass die reine Freude, die mich im Mozartkonzert beglückt, auch im frohen Kinderlachen schwingt, dass ich die vollkommene Schönheit nicht in der Bildergalerie, sondern tiefer und leuchtender in glücklichen Kinderaugen finde. Gib, dass ich unter dem zärtlichen Streichen einer Kinderhand die Glut reiner Liebe empfange. Lehre mich lieben, hingebungsvoll und mütterlich.

Und schliesslich möchte ich im Vertrauen zu Dir versinken, wie meine Kinder abends in ihrem Federbettenberg, damit ich die Geborgenheit, die ich bei Dir gefunden, ihnen im Kuss weiterschenken kann . . . ein Kuss der segnet, ein Kuss der Wunder wirkt, weil er Deine Spuren trägt.

A. J.

Grossmutter

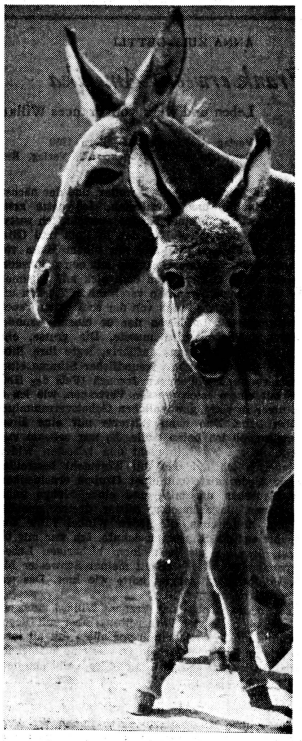
Als ich fünf Jahre alt war, hatte ich einen grossen Kummer. Ich weiss kaum, ob ich seitdem einen grösseren gehabt habe.

Das war, als meine Grossmutter starb. Bis dahin hatte sie jeden Tag auf dem Ecksofa in ihrer Stube gesessen und Märchen erzählt.

Ich weiss es nicht anders, als dass Grossmutter dasass und erzählte, vom Morgen bis zum Abend, und wir Kinder sassen still neben ihr und hörten zu. Das war ein herrliches Leben. Es gab keine Kinder, denen es so gut ging wie uns.

Ich erinnere mich nicht an sehr viel von meiner Grossmutter. Ich erinnere mich, dass sie schönes, kreideweisses Haar hatte, und dass sie sehr gebückt ging, und dass sie immer dasass und an einem Strumpf strickte.

Dann erinnere ich mich auch, dass sie, wenn sie



Alle Mütter...

Alle Mütter waren einmal klein.
Kinder können das oft gar nicht fassen.
Wenn die Kinderschuhe nicht mehr passen,
Fällt es ihnen wohl zuweilen ein.
Grosse Kinder suchen fremde Gassen,
Mütter bleiben später oft allein.

Alle Kinder werden einmal gross.
Mütter können das oft nicht begreifen.
Kleines Mädchen mit den bunten Schleifen,
Spieltest gestern noch auf ihrem Schoss;
Kleiner Sohn, musst du die Welt durchstreifen?
Mütter haben oft das gleiche Los.

Alle Stuben werden einmal leer.
Kahl der Tisch, verwaist und stumm der Garten.
Diele knarrt. Und Mütter schweigen, warten...
Manchmal kommt ein Brief von weitem her.
Stern verlischt. Und all die wohlverwahrten
Tränen tropfen ungeweint ins Meer.

Mascha Kaléko

---

ein Märchen erzählt hatte, ihre Hand auf meinen Kopf zu legen pflegte, und dann sagte sie: «Und das alles ist so wahr, wie dass ich dich sehe und du mich siehst.»

Ich entsinne mich auch, dass sie schöne Lieder singen konnte, aber das tat sie nicht alle Tage. Eines dieser Lieder handelte von einem Ritter und einer Meerjungfrau, und es hatte den Kehrreim: «Es weht so kalt, es weht so kalt, wohl über die weite See.»

Dann entsinne ich mich eines kleinen Gebets, das sie mich lehrte, und eines Psalmverses.

Von allen den Geschichten, die sie mir erzählte, habe ich nur eine schwache, unklare Erinnerung. Nur an eine einzige von ihnen erinnere ich mich so gut, dass ich sie erzählen könnte. Es ist eine kleine Geschichte von Jesu Geburt.

Seht, das ist beinahe alles, was ich noch von meiner Grossmutter weiss, ausser dem, woran ich mich am besten erinnere, nämlich den grossen Schmerz, als sie dahinging.

Ich erinnere mich an den Morgen, an dem das Ecksofa leer stand und es unmöglich war, zu begreifen, wie die Stunden des Tages zu Ende gehen sollten. Daran erinnere ich mich. Das vergesse ich nie.

Und ich erinnere mich, dass wir Kinder hingeführt wurden, um die Hand der Toten zu küssen. Und wir hatten Angst, es zu tun, aber da sagte uns jemand, dass wir nun zum letztenmal Grossmutter für alle die Freude danken könnten, die sie uns gebracht hatte.

Und ich erinnere mich, wie Märchen und Lieder vom Hause wegfuhren, in einen langen, schwarzen Sarg gepackt, und niemals wiederkamen.

Ich erinnere mich, dass etwas aus dem Leben verschwunden war. Es war, als hätte sich die Tür zu einer ganzen schönen, verzauberten Welt geschlossen, in der wir früher frei aus- und eingehen durften. Und nun gab es niemand mehr, der sich darauf verstand, diese Tür zu öffnen.

Und ich erinnere mich, dass wir Kinder so allmählich lernten, mit Spielzeug und Puppen zu spielen und zu leben wie andere Kinder auch, und da konnte es ja den Anschein haben, als vermissten wir Grossmutter nicht mehr, als erinnerten wir uns nicht mehr an sie.

Aber noch heute, nach vierzig Jahren, wie ich da sitze und die Legenden über Christus sammle, die ich drüben im Morgenland gehört habe, wacht die kleine Geschichte von Jesu Geburt, die meine Grossmutter zu erzählen pflegte, in mir auf.

Selma Lagerlöf

Mainotische Mütter

In einer Wiege aus Hammelfell trägt die Mutter das Kind auf dem Rücken mit sich, wenn sie zur täglichen Arbeit ins Gebirge steigt. Ich habe mehr als eine junge Frau gesehen, die vom Felde herabsteigt, wie sie alles zusammen auf ihren Schultern trägt: die kostbare Last und ein Bündel Holz oder Heidekraut dazu, das Ganze so gut und gründlich verpackt, dass sie die Arme vollständig frei behält, um in Friedenszeiten unterwegs zu spinnen, in Kriegszeiten aber um schiessen zu können. Wie viele Klephten, die auf diese Weise von Stufe zu Stufe in den Gebirgen getragen wurden, sind so von der mütterlichen Flinte verteidigt und gerettet worden!

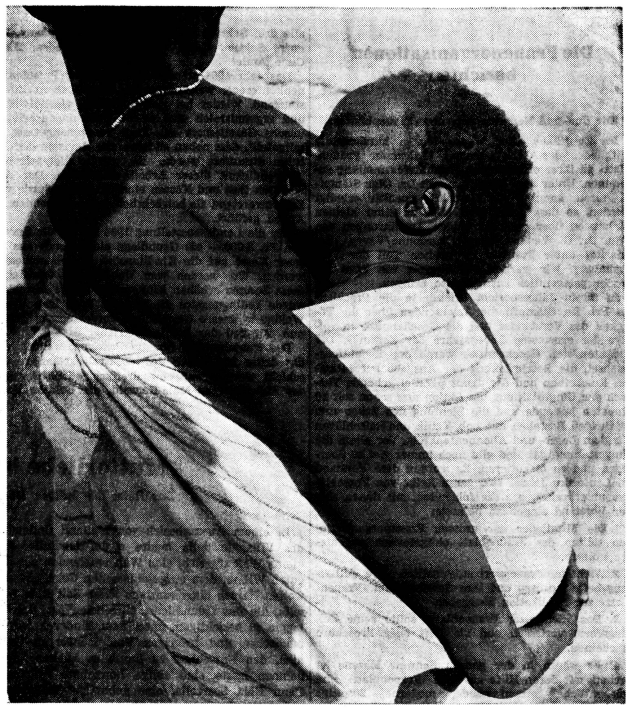
Die Erziehung der Knaben liegt, wenn sie kaum so gross sind, dass man ihnen eine lange Pistole in den Gürtel stecken kann, ganz bei den Männern. Wie bei den Sulioten in Epirus und den Sfakioten auf Kreta wird das Kind mit den Erzählungen der Abenteuer und Heldentaten der Vorfahren in den Schlaf gewiegt. Wächst es heran, so muss es mithelfen, das grobe Pulver zu machen, das jede mainotische Familie für ihren Gebrauch selber herstellt. Im Alter von 12 bis 15 Jahren bekommt es den Karabiner in die Hand und mischt sich unter die Verteidiger der Heimat. Mit sicherer Hand zielen, indem das Rohr der Flinte auf einen Felsen oder einen Baumast gelegt wird, niemals die Anzahl der Feinde zu zählen, sich bis zum Tode im Turme, hinter den Verschanzungen, in den Aushöhlungen der Felsen zu verteidigen, das war die einfache Taktik, die man den jungen Krieger lehrte.

Eine bewusste und regelmässige Erziehung zur Wehr- und Kampfbereitschaft ist in den folgenden Fragen und Antworten zusammengefasst: «Was bist du?» — «Ein freier Mann.» — «Worauf gründet sich deine Freiheit?» — «Auf das Andenken an meine Vorfahren.» — «Wer sind deine Vorfahren?» — «Die Spartaner.» — «Welches sind also die Pflichten eines Mainoten?» — «Die Alten und die Frauen achten, Vater und Mutter helfen, langsam sein im Versprechen und treu im Halten, sein Unrecht rächen, bis in den Tod die Freiheit lieben, der Güter höchstes.»

Wie in all diesen heroischen Gemeinschaften, so haben auch hier die Frauen einen wesentlichen Anteil an der Erziehung des männlichen Geschlechts, auch wenn sie aus der praktischen Erziehung der reifenden Jugend ausgeschaltet werden, wie es die patriarchalische Sitte fordert. Aber sie sind wichtig als die höchsten, strengsten und gefährlichsten Richter über die mannhafte Haltung der Männer, insbesondere ihrer Söhne und Brüder. Nichts verdirbt den Wehrwillen und damit die Lebenstüchtigkeit eines Volkes so sehr wie pazifistische Schwachheiten seiner Mütter, Gattinnen, Töchter und Schwestern, — nichts ertüchtigt ein Volk so sehr wie die Ueberwachung der Wehrhaftigkeit durch die Frauen. Dabei ist es nicht nötig, dass die Frauen selber ein tätiges Beispiel geben, sie müssen nur selber zu den männlichen Idealen ihrer Gemeinschaft stehen.

Bei den Mainotinnen ist der heroische Zug der altspartanischen Frauen wieder aufgelebt. Nach der Schlacht werden die Kleider der Gefallenen auf den öffentlichen Platz gebracht und den Müttern übergeben. Wenn diese dann sehen, dass ihr Sohn vorn in die Brust getroffen ist, dann weinen sie, tragen Trauer, bewahren eine Sammlung seiner Waffen und überlassen sich ganz ihrem Schmerze. Wenn sie aber erkennen müssen, dass ihr Sohn von hinten getroffen ist, indem er dem Feinde den Rücken wandte, so verbrennen sie sogleich die Kleider und die Waffen des Feigen und vergiessen nicht eine einzige Träne.

Gerhard Gesemann, «Heroische Lebensform»



Photos: Jürg Klages

Café au lait

Mébrat, «Das Licht», hiess die schöne junge Frau vom äthiopischen Stamm der Tigrai, die mich in ihre Wellblechhütte am Rande von Asmara gebeten hatte. Sie werde mir das Bild ihres Gatten zeigen. Im schwebenden Gang der Tigraifrauen, auf unbeschuhten, wohlgeformten Füssen, ging sie über den hartgestampften Erdboden des Raumes auf ein wackeliges Tischchen im Halbdunkel zu und nahm die Postkarten-Photographie hoch, die sie kurz an ihre Schläfe hielt, bevor sie sie mir zeigte. Ein forscher, junger italienischer Offizier verschränkte darauf seine kräftigen Arme und blickte selbstbewusst in unergründliche Fernen.

Die Frau hob jetzt ein Baby aus einer Eierkiste, küsste es auf die Stirn und reichte es mir hin. Mit «Café latte» — Milchkaffee — bezeichnen die Italiener die etwa zwanzigtausend Mischlinge, die sie während ihrer martialischen Epoche in ihrer ehemaligen Kolonie Eritrea einem ungewissen Schicksal überlassen haben. Die Tigraimutter war stolz auf ihr hellhäutiges Kind, und ich fühlte, dass sie es wirklich aufrichtig liebte.

«Wo ist dein Mann?» fragte ich. «Irgendwo in Italien. Er schrieb mir das letztemal eine Postkarte aus Frankreich.» Sie holte die zerknitterte Karte aus einer kleinen Holztruhe. «La Promenade des Anglais à Nice» stand darauf; der Poststempel trug ein Datum, das ein Jahr zurücklag. Seit einem Jahr also hatte diese Frau keine Nachricht mehr. Woher er stamme, wo er wohne, das wisse sie nicht und habe sie nie gefragt. «Er wird schon eines Tages wiederkehren, um zu sehen, wie sich sein Kind entwickelt hat», sagte sie mit einem feinen, glücklichen Lächeln auf den edlen, dunklen Zügen.

Vermutlich wird er nie mehr auftauchen; und wenn, dann wird er sich kaum nach seiner Frau umsehen. Ist sie denn seine Frau? Von ihm aus gesehen nicht. Aber was tut das zur Sache? Lächelt da nicht ein Kind — café latte —, das er zeugen half? Hat die Frau so unrecht, wenn sie ihn als ihren Mann betrachtet?

Tatsachen sind in Afrika wirksamer als Dokumente, Eheverträge. Sie allein zählen und bestimmen das innere Bild, nach dem diese Frau lebt — Gattin eines italienischen Leutnants, der heute wahrscheinlich Hauptmann ist.

Ein Pendant zu diesem Erlebnis hatte ich an der Westküste Afrikas. Das Donnern der Nachtigall-Fälle im Innern von Kamerun war noch in der schönen, strohgedeckten Hütte am Sanaga-Strom zu hören, in der ich Hildegard traf. Auch ihr Gesicht verriet die Mischung aus milchweisser und kaffeebrauner Haut. Und ihre Gretchenzöpfe wiesen Richtung Deutschland. Wenn das stimmt, was mir ihre ebenfalls schon aufgehellte Mutter erzählte, dann war Hildegards Grossvater ein Major der deutschen Schutztruppen in Kamerun. Und wenn das wahr ist, was die noch rein schwarze Mutter dieser Mutter Hildegard behauptete, so war der Major ihr «Gatte», nachdem er ihren Mann — den Häuptling eines Unterstammes — im Kampf getötet hatte. Hildegard wiegte ein noch hellhäutigeres Baby in ihren jungen Armen. «Sein Vater ist ein deutscher Pflanzer. Ich weiss nicht, wo er heute lebt», sagte sie, ganz ohne Vorwurf. Und ihre Mutter erinnert sich eines Herrn V., der Hildegards Vater sei. «Er ist nach Deutschland zurückgekehrt. Er sagte, er werde wiederkommen. Das war vor vielen, vielen Jahren. Ich habe ihm ein Haus gebaut. Dort drüben steht es. Niemand hat es in den Jahren betreten dürfen. Denn er soll der erste sein, der ausser mir die Tür öffnet!» Die Frau spielte mit einem kleinen Schlüssel, den sie an einer Bastschnur in ihrer Herzgrube trug: «Dies ist der Schlüssel zum Haus meines Mannes. Ich mache dort jede Woche einmal sauber, so dass es immer bereit ist, wenn er plötzlich heimkehrt. Wie freue ich mich auf diesen Augenblick!» Sie sprach all dies in einem guten Deutsch. Und die riesigen Bombaxbäume über uns verschluckten die fremd klingenden Worte, ohne ein Echo der Hoffnung.

Hans Leuenberger

Aus: «Die Stunde des schwarzen Mannes»

Tiermütter stimmen nachdenklich

Kennen wir nicht alle die rührenden, traktätchenähnlichen Tiergeschichten, in denen eine Maus ihr Junges aus tödlicher Gefahr errettet, ein Hund dem verletzten Freund beisteht oder ein Vogel seinem Besitzer Anhänglichkeit und Dankbarkeit bezeugt? Wir lesen sie mit Interesse und leiser Genugtuung und sagen unwillkürlich: «Ganz wie bei den Menschen!»

Und doch unterstehen Tiere andern Gesetzen; sie sind frei von dem, was wir «menschliche Regungen» nennen, und daher müssen wir an ihr Gebaren einen andern Masstab legen, um ihrer Eigenart gerecht zu werden.

Wie sind Tiermütter? Zärtlich und aufopfernd? Erzieherisch und anhänglich? Oder gleichgültig und brutal? Am besten ergibt ein Gang durch einen Zoologischen Garten ein getreues Bild! Die Mantelpaviane, die bei schönem Wetter in einem grossen freien Gehege herumturnen, wirken auf den Beschauer wie eine vergnügte, lärmende, etwas verwahrloste Familie am Strand! Da gibt es würdige, unnahbare Grosspapas und Väter, besorgte Mütter, die zum Rechten sehen, und vor allem eine Schar quicklebendiger frecher Affenkinder. Die Mutter fährt unsentimental dazwischen, wenn der Streit der Jungen zu arg wird; kommt es vor, dass sich die Aeffchen einen in ihre Reichweite verirrten Spatz gefangen haben, so ist es wieder die Mutter, die ihn gerecht, Federchen für Federchen, unter sie verteilt. Sie putzt das Kleine, das sich beim Spiel arg zerzaust oder gar verletzt hat, wieder ordentlich zurecht. Zärtlich aber geht es nicht zu; doch die Affenkinder wissen: Tut es mir weh, darf ich zur Mutter; bin ich frech, so setzt es einen Klaps von ihr ab, ganz wie es sich gehört!

Die Braunbärenmutter hatte ein Junges zur Welt gebracht, und als dieses noch ein winziges Pelzbündel war, da tollte sie mit ihm in ihrer Grube herum, stubste es liebevoll mit der Nase und kniff es spielerisch in sein dichtes Pelzchen. Sie sah ihm interessiert zu, wie es patschig den Baumstamm hinauf- und hinunterturnte; sie führte es zum Wassertümpel in der Ecke, und manchmal, wenn es ihr lästig wurde und sie beim Mittagsschlaf störte (es kletterte gar zu gerne über sie hinweg), dann brummte sie es ungeduldig an.

Nach einigen Monaten aber fand man das Braunbärchen eines Tages allein und etwas gelangweilt in einem eigenen Käfig. Ob ihm die Mutter gefährlich geworden sei? Der Wärter verneinte es, sagte aber, sie habe ihm deutlich zu verstehen gegeben, dass es von jetzt ab für sich allein aufzukommen habe. Fertig war es mit den lustigen Spielen zu zweit, aus mit dem verzückten Nachschauen bei seinen Kletterkünsten. Die Ausbildung war abgeschlossen, und das Junge hatte sich damit abzufinden. Es musste sich nun andere Unterhaltungsmöglichkeiten suchen; seine Mutter hatte ihre Pflicht getan, und nichts, was das Junge tat, konnte mehr ihr Interesse erwecken. Unerbittlich hatte sie sich von ihm abgewandt!

Eines der reizendsten Zoo-Prunkstücke ist das Tigerbaby; auf niedern Beinchen und tapsigen Pfoten wankt es in seiner mit Stroh ausgepolsterten Kinderstube umher. Die alte Tigerin, die noch mit ihm zusammen ist, zeigt sichtlichen Stolz, wenn die Zuschauer sich vor dem Käfig drängen. Zart und behutsam geht es auch hier nicht zu: Die Mutter liebt es, dem Gitter entlang auf und ab zu wandeln, und kommt sie dabei am Tigerchen vorbei, so stösst sie es gleichmütig um, wenn es im Wege steht. Manchmal schleppt sie es im Maul in den obern Teil des Käfigs und lässt es dabei ungeschickt hinabplumpsen; denn ihre Tatzen sind riesig und ihre Zähne spitz. Nur ihre Zunge scheint oft eine weiche Mutterhand zu ersetzen und entschädigt das robust behandelte Tigerchen durch langes und sorgfältiges Schlecken. Das Kleine schaut der Mutter verzweifelt und verlassen nach, wenn diese allein auf die Erhöhung springt und es einsam weit unten zurücklässt. Die Mutter Tigerin dagegen kann ungerührt und ohne Hilfe zu bieten zuschauen, wenn ihre winzige Tochter armselige Versuche anstellt, an der Holzwand emporzuklimmen; sie hat ja noch so unförmige dicke und weiche Pfötchen, die erst zu Pranken werden müssen, bis sie sich richtig ankrallen kann. Auch dieses passive Verhalten gehört wahrscheinlich im Tigerreich zur Erziehung!

Eines haben sie alle gemeinsam, die jungen Affen, die Bären, Tiger, aber auch die Zebras, Kamele und Gazellenkitzen: spüren sie Hunger, zur Mutter! sind sie müde, zur Mutter! haben sie Angst, zur Mutter! und keine Tiermutter, die ihre Nachkommen nicht eine Zeitlang liebevoll umsorgt. Nachher aber kann nichts sie veranlassen, weiter über ihr Wohl und Wehe zu wachen. Mutter und Kind haben sich voneinander losgelöst.

Diese Gleichgültigkeit, dieses Abwenden ihren Kindern gegenüber wird eine Menschenmutter wohl nie fertigbringen — zum Glück! Ihr Kind wird immer ihr Kind bleiben, in guten und bösen Tagen. Das leise innere Loslösen aber, das Freigeben seiner Persönlichkeit und das Sich-Entwickelnlassen in seiner eigenen Richtung, das der Mutter so schwerfällt und ihr unwahrscheinlich weh tut, das könnte sie vielleicht doch von der Tiger- und von der Bärenmutter lernen!

Adèle Baerlocher

Die Frauenorganisationen berichten

Zur Um- und Neugestaltung des «Frauenblattes»

Im Zunfthaus «Zur Waag» kamen kürzlich die Mitglieder der Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt» zu ihrer ordentlichen Generalversammlung zusammen. Unter dem Präsidium von Dr. Olga Stämpfli, Aarau, konnten die Geschäfte speditiv erledigt werden, so dass genug Zeit blieb zu einer kleinen Diskussion über die sehr klugen Ausführungen von Frau Dr. G. Weder-Greiner, Chardonne/Vevey, «Solidarität unter Frauen» im zweiten Teil der Versammlung. Wir werden den Vortrag von Frau Dr. Weder gelegentlich auszugsweise bringen.

In ihrem Jahresbericht orientierte die Präsidentin Frl. Dr. Stämpfli die Anwesenden über die Tätigkeit des Vorstandes und die Geschehnisse in «einem der ernstesten Lebensjahre der Zeitung». Die bedeutendsten Geschehnisse waren der Redaktionswechsel, die Beschränkung der Ausgabe auf 14tägiges Erscheinen und der damit parallel gehende Versuch der Umgestaltung, die Aktion nun schon seit 10 Monaten lautende und die Sichtung des Echos zum 40jährigen Bestehen mit Lob, Kritik und Ratschlägen aus dem Leser- und Abonnentenkreis. Vor allem die Umgestaltung gab und gibt noch immer viel zu überlegen und zu diskutieren. Es wurden dem Vorstand im Laufe des Jahres eine ganze Reihe von Vorschlägen unterbreitet, u. a. die folgenden, mit denen sich der Vorstand eingehend befasste:

1. Die Mitglieder der grossen Frauenorganisationen sollten das Frauenblatt obligatorisch abonnieren müssen.

2. Wichtige Frauenverbände sollten ihre Mitteilungshefte auflösen und ihre Berichte dem «Frauenblatt» zur Publikation übergeben.

3. Das «Schweizer Frauenblatt» sollte seine Zeitungsform verlassen und als Heft oder Broschüre erscheinen.

4. Es wären in der ganzen Schweiz Mäzene zu suchen, mit deren Hilfe aus dem «Frauenblatt» eine wöchentliche, allumfassende, moderne, 20seitige Grosszeitung mit Weltpolitik und Wirtschaftsartikeln, auch von Männern verfasst, umzuformen wäre.

Diese Vorschläge wurden anlässlich einer Versammlung im letzten August eingehend besprochen und zum Teil gebrauchsfertig durchdacht.

Die Jahresversammlung 1961 fand am 26. Mai im Bahnhofbuffet Aarau statt; es sprach Frl. Dr. Marga Bührig über «Alte und neue Leitbilder der Frau».

Nach Genehmigung der Jahresrechnung und Decharge-Erteilung an die Rechnungsführerin gab Frau C. Wyderko Aufschluss über die Arbeit der Administration der Gratis-Aktion und die finanzielle Lage des «Frauenblattes». Die neue Redaktorin Frau Ruth Steinegger vermittelte ein kurzes Exposé über Neugestaltung und Zukunft des Frauenblattes aus der Sicht der Redaktorin. rs

Frauenzentrale Schaffhausen im Jahre 1961

Nun liegt das erste Jahr meiner Amtstätigkeit als Präsidentin der Frauenzentrale Schaffhausen schon hinter mir. Es war ein ruhiges Jahr, es stellten sich keine Aufgaben, die plötzlich erledigt werden mussten.

Die Säuglingsfürsorge: Unsere beiden Säuglingsschwestern, Alice und Lucie, haben auch dieses Jahr ihre Arbeit mit der altgewohnten Zuverlässigkeit ausgeübt.

Die Rechtsberatungsstelle: Diese Institution möchten wir ebenfalls nicht mehr missen.

Der Kinderhort. Unsere Hortleiterin, Fräulein Habicht, steht Tag für Tag inmitten ihrer Schützlinge im «Hort» an der Rheinstrasse.

Die Berufsberatungsstelle: Zum letzten Male erscheint heute der Bericht über unsere Berufsberatungsstelle. Mit dem 1. Januar 1962 ist diese Institution an die Gewerbedirektion unseres Kantons übergegangen.

An den Stadtrat machten wir zwei Eingaben: die eine wegen der Neubesetzung der Amtsvormundschaft und die zweite gegen die Marktverlegung auf den Münsterplatz. Leider war beiden kein Erfolg beschieden.

E. Peyer - von Waldkirch

Schweizer Verband Volksdienst — Soldatenwohl

Die Tätigkeit unseres Verbandes, die darin besteht, die werktätige Bevölkerung, die zum Mittagessen nicht heimkehren kann, am Arbeitsort gesund und vollwertig zu verpflegen, und die sich in zahlreichen Wohlfahrtshäusern der Industrie, der öffentlichen Verwaltung, der Schweizerischen Bundesbahnen und der Post so erfolgreich ausgewirkt hat, erfuhr in den letzten Monaten eine bedeutende Erweiterung.

Der Uebergang zur verkürzten Mittagszeit in Verbindung mit der Fünftagewoche auch in Grossbanken und Versicherungen führt dazu, dass allein an der Bahnhofstrasse in Zürich einige Tausend Angestellte gezwungen sind, in der Stadt ihr Mittagessen einzunehmen. Die bestehenden Restaurants in der City können trotz aller Bemühungen solche Scharen neuer Gäste nicht aufnehmen und in kürzester Zeit bedienen. Die Banken sehen sich darum veranlasst, selber eine Verpflegungsmöglichkeit für ihre Angestellten zu schaffen. Eine Reihe neuer, moderner Personalrestaurants, eingerichtet mit allen arbeitssparenden Einrichtungen und Maschinen, ist entstanden. Die Führung verschiedener schöner Betriebe wurde dem Schweizer Verband Volksdienst anvertraut. Er wird hier in neuen Formen seine ursprüngliche Aufgabe erfüllen: Menschen, die auf den heimatlichen Mittagstisch verzichten müssen, einen Ersatz dafür zu bieten, soweit dies überhaupt möglich ist. In altbewährter Weise werden auch die neuen Betriebe alkoholfrei geführt.

Gesellschaft schweizerischer Malerinnen, Bildhauerinnen und Kunstgewerblerinnen

Unsere Gesellschaft zählte am 1. Januar 1962 465 Aktivmitglieder, 253 Passivmitglieder. Wir bedauern den Hinschied der Aktivmitglieder: Frau Anna Baumann-Kienast, Bildhauerin; Frau Gertrud von Drack, Bildhauerin; Frau Louise Potthof, Kunstgewerblerin; alle drei Sektion Zürich; Frau Flory Stephany, Malerin, Sektion Genf. Des Passivmitgliedes: Herrn Cuno Amiet.

Das Jahr 1961 stand im Zeichen der Präsidentinnenkonferenz, welche am 17. November in Zürich stattfand. Wieder hat sich bewiesen, wie notwendig und ergebnisreich eine solche Zusammenarbeit für unsere Gesellschaft ist. Kurz zusammengefasst sei mitgeteilt, dass neben anderem die Revision der Statuten diskutiert wurde. Es wurde allgemein die Notwendigkeit dieser Arbeit eingesehen. Der Aufwand an Zeit und Kosten einer Revision wurde vom Zentralvorstand als beträchtlich den Anwesenden vor Augen geführt.

Für die Landesausstellung 1964 konnte die Summe von Fr. 8 000.— als Grundlage eines Fonds aus unserer Kasse auf die Kreditanstalt Zürich einbezahlt werden. Wir werden vom Ueberschuss des Jahres diese Summe erhöhen können. Als grosse Ausnahme wurde bedingungslos die Malerin Frau Nell Urech-Walden in unsere Gesellschaft aufgenommen. Sie ist nun Mitglied der Sektion Zürich.

Das Neujahrsblatt für die Passiven, welches nun das dritte Mal durch das Zentralsekretariat verschickt wurde, war eine dreifarbige Lithographie der Malerin Frau Mala-Reiwald, der Sektion Basel. Wir haben auch dieses Jahr sehr viele Dankesschreiben erhalten.

Für das Jahr 1962 ist eine Gesellschaftsausstellung vorgesehen.

Schweizerisches Landfrauentreffen 1962 in Luzern

Die Bäuerinnenvereinigung des Kantons Luzern war in freundlicher Weise gastgebende Sektion.

In der Eröffnungsansprache hielt die Präsidentin des Schweizerischen Landfrauenverbandes, Frau M. Messmer, Zürich, einen kurzen Rückblick auf das abgelaufene Geschäftsjahr und wies auf die zukünftigen Aufgaben und Probleme der Schweizer Bäuerinnen und unserer Bauersame hin.

Das Arbeitsprogramm 1962/63 wurde genehmigt. Es enthält folgende Punkte: Neuordnung der Durchführung der Berufsprüfung für Bäuerinnen — Expertinnenkurse für die Bäuerinnenprüfung — Bericht der Umfrage für die CEA über «Die Freizeitgestaltung der Bäuerin» — Vorarbeiten für die Landesausstellung 1964 — Erstellen einer kompletten Lichtbilderserie über die Ausbildung der Bäuerin — Durchführung eines Wettbewerbes — Herausgabe einer Broschüre über das Berufsbild der Bäuerin.

-v. ch.-

Mutterliebe ist nicht ersetzbar

Das Heim der ledigen Mütter und ihrer Kinder in Mailand

In einem Aussenbezirk von Mailand finden wir das Villaggio della madre e del fanciullo. Eine kleine Welt für sich, eine Welt entstanden aus dem guten Willen, dem aufgeschlossenen Geist und dem weiten Herzen einer einzigen Frau. Seit Elda Scarzella, die uns freundlichst eingeladen hat, das Villaggio zu besichtigen, unter dem Eindruck der altmodischen und traurigen Findelhäuser in Sardinien, den Entschluss zu ihrem so kühnen Unternehmen fasste, sind einige Jahrzehnte vergangen. Denn Elda Scarzella, eine gebürtige Mailänderin, heiratete sehr jung, und sie verbrachte mit ihrem Mann, der einen Landwirtschaftsbetrieb leitete, zwölf Jahre in Sardinien.

Dann kehrte sie nach Mailand zurück, und mit der ihr eigenen Initiative und privaten Mitteln setzte sie den Wunsch, ihren in Bedrängnis geratenen Mitschwestern zu helfen, sie vor verzweifelten Schritten zu bewahren, sehr bald in die Tat um. In einigen Baracken auf dem Gelände des teilweise im Kriege zerstörten Palazzo Sormani entstand im Jahre 1945 das erste Villaggio, bereit, die Mutter mit ihrem noch ungeborenen Kinde aufzunehmen und ihr ein Gefühl der Geborgenheit zu geben. Schon 1953 beschloss der Stadtrat von Milano, den Palazzo Sormani wieder herzurichten und als Bibliothek zu verwerten mit der Bestimmung, dass das ihn umgebende Gelände für deren Benützer reserviert bleiben muss.

Elda Scarzella vermag dies nicht zu entmutigen. Sie hat eine Aufgabe übernommen, eine Aufgabe, ausreichend für ein ganzes Leben, und sie wird alles daransetzen, um sie zu erfüllen. Da auch die Mütter das Angebot das Stadt Mailand ablehnen, ihre Kinder in Instituten unterzubringen, muss nach einer anderen Lösung gesucht werden. Nach den Plänen von Eldas Sohn, der Architekt ist, entstand ein neues, modernes, zweckmässiges Villaggio, das vor fünf Jahren eingeweiht worden ist.

In dem grossen Empfangs- und Konferenzraum sitzt uns Elda Scarzella gegenüber. Die Jahre sind nicht spurlos an ihr vorübergegangen, aber wahrscheinlich gehört sie zu jenen Frauen, deren Charme zeitlos und unzerstörbar ist, weil er einer seelischen Harmonie entspringt, und die daher im Alter schöner werden. Elda Scarzella hat sich, wie sie berichtet, auch im Ausland umgesehen. Sie verweilte sechs Monate für Studien in Amerika, und sie besuchte Dänemark und die Niederlande.

«Mutter und Kind», sagt sie, «darf man nicht trennen, ein Kind braucht die Mutter, und unsere vornehmliche Aufgabe ist, die Mutter auf das Kind vorzubereiten, sie muss lernen, sich darauf zu freuen, es anzuerkennen und zu lieben. Denn kein Institut der Welt kann die Mutterliebe wirklich ersetzen. Ebenso ist die Adoption kein Thema für uns.» Aus welchem Milieu diese Mädchen kommen, möchten wir wissen.

«Aus allen Schichten», erwidert Elda, «und allen Landesteilen, zuweilen auch aus dem Ausland. Nationalität und Religion spielen bei uns keine Rolle. Viele sind minderjährig, oftmals stammen sie aus behüteten Familien, denn diese erliegen am leichtesten der Verführung, weil sie völlig ahnungslos sind. Die meisten wenden sich aus eigener oder der Initiative von Privatpersonen an uns, einzelne werden vom Pfarrer, einem Spital, einem Konsulat oder einer Behörde geschickt. Die ledige Mutter ist ein psychologisches Problem, eine soziale Krankheit, sie ist keine Prostituierte und meist recht unschuldig. Selbstverständlich begrüssen wir es, wenn ein Mädchen dann doch noch heiratet, sofern es aus Neigung geschieht, wenn auch selten den Vater des Kindes, obwohl die Eltern natürlich dafür sind, denn selbst, wenn es zu einer Aussöhnung mit der Familie kommt, bleibt das Kind immer ein Vorwurf. — Hier im Hause leben die Mädchen in kleinen Gruppen mit eigenen Zimmern und eigener Küche wie in einer Familie zusammen. Die Haushaltsarbeiten werden im Turnus verrichtet. Wir haben auch eine Weberei, Schneider-, Näh- und Handelskurse, ebenso wird von bewährten Kräften Sprachunterricht erteilt. Zudem gehen die Mädchen hinaus, lernen einen Beruf, kehren jedoch selbstverständlich am Abend zu ihren Kindern zurück.»

«Noch eine Frage: Wie lange dürfen die Mädchen mit ihren Kleinen hier bleiben?» «Dipende», meint Elda, «das hängt davon ab, wir haben keine feste Grenze gesetzt. Es können Monate, aber auch zwei bis drei Jahre und mehr sein. Auf jeden Fall lassen wir sie nicht gehen, bevor wir nicht sicher sind, dass sie sich entweder mit ihren Familien ausgesöhnt haben oder sich mit ihrem Kinde im Lebenskampf behaupten können und eine angemessene Stelle finden. Versager kommen nur in ganz seltenen Fällen vor. Zu 95 Prozent bewähren sie sich.» —

Dann verlassen wir Elda, um unter der Führung der freundlichen Sekretärin einen Rundgang durch das Villaggio zu machen, das gegen 30 Mütter und ihre Kinder aufnehmen kann. Der Platz für einen projektierten Erweiterungsbau ist bereits vorhanden. Wir sehen die Kleinen in der Krippe spielen, betrachten das modernst eingerichtete Untersuchungszimmer, den Gebärsaal und werfen einen Blick in die kleine Kapelle, in der gelegentlich Trauungen und häufig Taufen stattfinden. Die Hebamme wohnt im Hause, der Arzt kann jederzeit herbeigerufen werden. Das jüngste Baby, das genau fünf Tage alt ist, wird uns vorgeführt und hat nichts dagegen, dass wir es betrachten. Es weiss noch nichts von der so bösen, unduldsamen Welt. Die ordentlich aufgeräumten Zimmer der Mädchen enthalten alles Notwendige. Einen Augenblick verweilen wir bei dem Elternpaar einer Gruppe, jungen Ungarn, die selbst zwei kleine Kinder haben.

In einem hellen Lesesaal können Studentinnen der Universität Material für ihre Arbeit sammeln und die Krippenkinder, von einem mit Jalousien versehenen Laufgang aus, ungestört bei ihrem Spiel beobachten, ohne von den Kleinen bemerkt zu werden.

Im Wohnzimmer sitzen zwei hochschwangere Frauen mit Näharbeiten beschäftigt. Im Sommer werden sie diese im Garten unter schattigen Bäumen erledigen, während die Kinder sich auf dem Spielplatz und in der Sandkiste vergnügen.

Wir kehren zu Elda Scarzella zurück. «Was wir als Endziel erstreben, klingt so einfach und ist doch oft so schwer», erklärt sie. «Die Bindung der Mutter an das Kind und umgekehrt. Wenn wir das vollbracht haben, ist unser Ziel erreicht.»

Ein lohnendes Ziel für eine Frau, die bestimmt gegen besonders viele Vorurteile anzukämpfen hatte und hat. Denn was kann wohl eine grössere Befriedigung gewähren als das Bewusstsein, Hunderte von ledigen Müttern der Verzweiflung entrissen, ihnen und ihren unschuldigen Kindern den richtigen Weg in die Zukunft gewiesen, ihrem Leben Zweck, Inhalt und Freude gegeben zu haben. *Hilde Wenzel*

Was werden die Zürcher Juni-Festwochen bringen?

ag. Die Direktoren der Zürcher Kunstinstitute orientierten über das Programm der Juni-Festwochen 1962. Direktor Dr. Herbert Graf gab Auskunft über das umfangreiche Repertoire des Stadttheaters. Im Vordergrund wird dabei die Uraufführung der heiteren Oper von Armin Schibler «Blackwood & Co» stehen. Zur Eröffnung geht am 1. Juni «Fidelio» unter der Leitung von Otto Klemperer voraus. Neu zur Aufführung gelangt «Der Prophet», eine Oper von Giacomo Meyerbeer. Auf dem Programm finden wir weiter «Le Mystère de la nativité» von Frank Martin unter der musikalischen Leitung von Ernest Ansermet. Zum 80. Geburtstag von Igor Strawinsky wird der früher einstudierte Strawinsky-Abend wieder aufgenommen. Auch die Ballettgasttruppe des Théâtre de la Monnaie aus Brüssel widmet zwei Abende Werken von Strawinsky.

Das Schauspielhaus, für das Direktor Kurt Hirschfeld sprach, hat erneut das «Theater in vier Sprachen» aufgenommen.

Die Tonhalle-Gesellschaft hat fünf Abonnements- und ein Extrakonzert vorgesehen. Das Extrakonzert ist dem Schweizer Komponisten Arthur Honegger gewidmet; seine Werke werden von Fritz Münch dirigiert.

Der Beitrag des Kunsthauses besteht in einer Ausstellung «Kunstschätze aus Iran», die sich, wie Direktor Wehrli ausführte, in den Zyklus der Ausstellungen grosser aussereuropäischer Kulturen einfügt. Das Hauptgewicht der Ausstellung liegt auf den zahlreichen Zeugnissen aus der prähistorischen Frühzeit. Im Kunstgewerbemuseum ist vom 6. Mai bis 1. Juli eine Ausstellung von Musikinstrumenten zu sehen, die sich vor allem auf die Privatsammlung des Hauses Hug stützt.

Kurznachrichten

Ehrung

Unser geschätzter psychologischer Mitarbeiter Dr. H. K. hat soeben den Hauptpreis des Wettbewerbes der Universität Zürich für die Doktorarbeit der medizinischen Fakultät zugesprochen erhalten. Wir gratulieren.

Die erste westschweizerische Bäckermeisterin

Nach drei Jahren Ausbildung in La Chaux-de-Fonds hat Verena Schelling aus Zürich ihre Prüfung als Bäcker- und Konditorenmeisterin mit Auszeichnung bestanden. Sie ist in der Geschichte des westschweizerischen Bäckereigewerbes die erste Frau, die eine solche Lehre abschliesst.

England

Margaret Harwood hat ihr Amt als Direktor der Zweigstelle Shanklin der Barclays Bank angetreten und ist damit die zweite Bankdirektorin Englands geworden. Die erste ist Hilda Harding, die seit drei Jahren erfolgreich der Hanover-Street-Zweigstelle derselben Bank vorsteht.

Lady Summerskill hat dem Oberhaus einen Gesetzesentwurf unterbreitet, nach dem die Diätetiker, Radiologen, Therapeuten und Physiotherapeuten eine Gehaltsaufbesserung erhalten sollen. Er wurde mit 24 gegen 22 Stimmen angenommen.

Kanada

Blanche Margaret Meagher ist zur kanadischen Botschafterin in Wien ernannt worden.

Aegypten

Die mohammedanische Universität Al Azhar in Kairo hat zum erstenmal in ihrer 1000jährigen Geschichte den Frauen die Türen geöffnet.

USA

Präsident Kennedy hat eine Kommission von 15 Frauen und 11 Männern ernannt, die die Sache der Frau vertreten und den Frauenrechten zum Durchbruch verhelfen soll. Sie wird alle Hindernisse studieren, die sich dem «full partnership of women in our democracy» entgegenstellen.

Nyassaland

In Limbe hat die erste internationale Frauenkonferenz stattgefunden, organisiert für die Afrikanerinnen von der Unesco und dem Weltbund der katholischen Frauenorganisationen.

Veranstaltungen

LYCEUMCLUB ZÜRICH

Programm Mai 1962

Montag, 7., 17 Uhr: Frühlingskonzert.

Montag, 14., 17 Uhr: Vortrag von Prof. Dr. J. Biegert, Universität Zürich: «Die menschliche Stammesgeschichte im Lichte der modernen Biologie.»

Montag, 21., 17 Uhr: Vortrag von Frau Antoinette Schnyder v. Waldkirch: «Eine glanzvolle Epoche persischer Geschichte: Die Herrschaft der Safaviden im 17. Jahrhundert.»

Montag, 28., 17 Uhr: Frau Bettina Hürlimann spricht über den klassischen japanischen Garten (mit Lichtbildern).

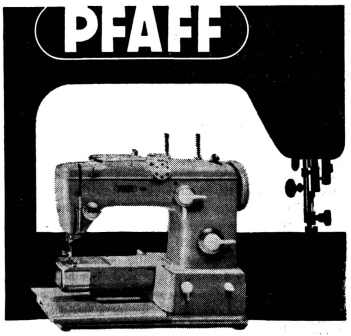
Voranzeige: 4. Juni, 17 Uhr: Vortrag von Frau Hélène Blattmann-Ponsin: «A. de Saint-Exupéry, sa vision de l'univers et des hommes.»

Zu allen Veranstaltungen beträgt der Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 2.20.

Redaktion:
Frau Ruth Steinegger, Luzernerstrasse 88, Kriens-Luzern, Tel. (041) 3 34 10
Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

Geschmackvolle Briefumschläge, gediegene Schreibpapiere tragen dieses Zeichen
H GOESSLER AG. ZÜRICH 45

PFAFF



Können Sie sich eine Nähmaschine vorstellen, die alles bietet, was Sie sich zum praktischen Nähen schon erträumten? Eine Zickzack-Automatic, die bei einfachster Handhabung Knopflöcher näht, die ohne Schablonenwechsel unzählige Stickereien hinzaubert, ja Ihnen sogar das mühsame Einfädeln abnimmt? Eine solche Traummaschine ist die PFAFF Portable. Sie reagiert sogar auf Tastendruck und hat noch viele weitere Vorteile.

PFAFF-Vertretungen in der ganzen Schweiz.
Bezugsquellennachweis: Heinrich Gelbert, PFAFF-Nähmaschinenhaus, Talacker 50, Zürich 1, Tel. (051) 23 98 92

DIE FRAV IN KVNST VND KVNSTGEWERBE

Küsnacht, Zürich
Kunststuben Maria Benedetti
Seestrasse 160. Tel 90 07 15
Die interessante GALERIE mit bestgeführtem RESTAURANT und täglichen Konzerten am Flügel

Seien wir uns bewusst, dass es immer auch Schweizer Kinder gibt, die unserer Hilfe bedürfen!
PRO JUVENTUTE

GRIECHISCHE PASSION

Roman von Niko Kazantzakis

Copyright by F. A. Herbig, Verlagsbuchhandlung (Walter Kahnert) Berlin-Grunewald

19

Als er am nächsten Tage begraben wurde, fiel sprühend ein leiser, leiser Regen, genau wie an jenem Tag in Batum, als er mit seinen Freunden auf den Steinen im Garten sein Fest feierte. Durchsichtige Wolken segelten am Himmel, wehmütig läutete die Glocke im Dorf, lieblich dufteten die Kamillen auf dem kleinen Friedhof des Dorfes. Alle Dorfbewohner folgten dem Leichenzug, und vor ihnen schritt als Klageweib die alte Mantalenia und raufte ihr offenes Haar. Und als alles zu Ende war und ein jeder eine Handvoll Erde in das offene Grab geworfen hatte, gingen sie ins Café und begannen den Verstorbenen zu preisen und von seinen Verdiensten zu reden.

Giannakos nahm Michelis und Kostantis zur Seite. Er konnte das Geheimnis nicht länger bei sich behalten, sondern musste mit ihnen darüber sprechen.

«Es ist da etwas, das ich euch anvertrauen muss, Brüder, aber haltet es geheim, es weiss noch niemand davon. Manolios hat eine Krankheit im Gesicht, es sieht aus wie ein Tintenfisch, wie ein Stück Fleisch, als habe sich ein böser Geist auf ihm niedergelassen ... Ich weiss nicht, was ich sagen soll ... Oder Manolios ist vielleicht ein Heiliger und zeigt erst jetzt seine wahre Gestalt. Solche Krankheiten haben nur Heilige und Asketen, soviel ich erfahren habe.»

«Gewiss kommt es von seiner Heiligkeit», sagte Kostantis. «Er ist ein Heiliger, und wir haben es alle diese Jahre nicht geahnt.»

«Werde nicht gleich Feuer und Flamme, Kostantis», warf Michelis ein, der traurig wurde, als er die Nachricht erfuhr. «Warte ein wenig, lass uns die Sache überdenken und einen Arzt holen.»

«Ich schlage vor», sagte Giannakos, «dass wir drei am Sonntag zum Berg hinaufgehen und ihn begrüssen. Ich habe ein Geschenk für ihn.» Er zog ein kleines Buch in goldenem Einband hervor.

«Es ist das Evangelium. Der Priester Fotis sandte es mir gestern abend mit dem alten Christofis. Damit wir vier mit den Körben, wie er sich ausdrückte, darin lesen sollten. Er hat den Reis und Spinat erhalten, von dem ich euch erzählte, die ausgehungerten Menschen bekamen zu essen, und deshalb schickte er uns seinen Segen und das Evangelium.»

Sie stiegen über die Grabhügel, in denen ihre Väter ruhten und die jetzt von Kamillen überzogen waren. Die Erde war durch den Regen gelockert und duftete. Sie blieben einen Augenblick stehen und sogen den feuchten, warmen Duft in sich ein, es war, als fülle sich der ganze Körper mit einem leichten, milden Kamillenduft.

Still gingen sie durchs Dorf. Plötzlich vernahmen sie schwere Schritte hinter sich und blieben stehen. «Panagiotaros», sagte Kostantis, «der grässliche Kerl ging auch im Leichenzuge mit.»

«Ich habe gehört, dass er auch etwas geerbt hat», sagte Giannakos. «Er ist jetzt auf dem Weg zum Hause des Kapitäns, um die Gipsstatue der englischen Königin zu holen und sie dann aufzuessen.»

«Bleiben wir stehen und nehmen wir ihn mit», schlug Michelis vor. «Wir wollen ihn beruhigen und etwas sanfter stimmen.»

Sie blieben stehen. Ohne zu grüssen eilte Panagiotaros heran, um an ihnen vorbeizukommen. Von der Stunde an, da die Gemeindeältesten ihn zum Judas ausersehen hatten, weil er einen roten Bart besass, konnte er sie, die zu treuen und heiligen Aposteln erwählt worden waren, nicht länger sehen und ertragen.

Diese Gestalten da sollen Apostel sein! dachte er. Ich bin viel besser als sie. Mag sein, dass ich hässlich bin, aber ich habe viel mehr daheim und draussen und auch in mir selbst zu ertragen ... Wenn ich einsam bin, weine ich. Die weinen, wenn andere sie sehen ... Ich weiss, was Liebe heisst, und ich bin ein Narr, ein Spielball der Triebe und weine. Wenn sie lieben, sind sie glücklich und lachen ... Ich verabscheue sie, zur Hölle mit ihnen! Der eine hat seine Eselin, der zweite sein Café und der dritte sein Geld und die Mariori, ich habe nichts ... Ich hätte Lust, meine Werkstatt in Brand zu stecken, Frau und Töchter auf die Strasse zu jagen und die Frau, die ich liebe, totzuschlagen. Wer ist Judas? Die bescheidenen, genügsamen Männer da oder ich?

«Hallo, Panagiotaros», rief Giannakos. «Willst du uns nicht kennen?»

«Guten Tag, ihr sogenannten Apostel!» schrie der Gipsesser. «Wo ist euer sogenannter Christus?»

«Hast du es noch immer nicht verdaut?» erwiderte Kostantis. «Es ist doch nur ein Spiel, verstehst du das nicht?»

«Spiel oder nicht», antwortete der Sattelmacher. «Mir habt ihr ein Messer ins Herz gestossen. Meine eigene Frau nennt mich Judas, die Kinder pfeifen auf der Strasse hinter mir her, und wenn die Frauen im Dorf mich vorbeikommen sehen, schliessen sie erschreckt die Türen. Ihr macht mich, verflucht noch einmal, zu einem richtigen Judas; das ist eure Schuld!»

«Du tust den Leuten leid», sagte Michelis. «Werd' nicht böse, der Kapitän hat doch an dich gedacht, als er starb, und dir eine Kleinigkeit geschenkt ...»

«Weil ich Gips essen soll, weil ich auch die englische Königin aufessen soll. Der Teufel hole ihn!»

«Verfluche ihn nicht», mahnte Michelis, «sein Leib ist noch nicht vergangen, nimm deine Worte zurück.»

«Der Teufel hole ihn», schrie Panagiotaros wieder, und sein pockennarbiges Gesicht flammte auf. «Lasst mich in Frieden, sage ich euch!» Er entfernte sich unter anhaltenden Flüchen und beeilte sich, davonzukommen.

«Er trägt eine Wunde im Herzen», sagte Michelis bekümmert.

«Das ist die Witwe», erwiderte Kostantis, «und der Schnaps. Jetzt geht er heim und verprügelt Frau und Töchter. Beständig droht er ihnen, sie auf die Strasse zu jagen.»

«Das ist der Judas, der in ihn eingedrungen ist und jetzt von ihm Besitz ergriffen hat», sagte Giannakos. «Wir werden noch manche Unannehmlichkeit haben, und es wird uns schwerfallen, uns zurechtzufinden. Ich habe Angst um Manolios.»

«Manolios?» fragte Michelis verwundert.

«Die Witwe ist in Manolios verliebt, glaube ich», antwortete Giannakos. «Ich sah sie vorgestern mit ihm an der Quelle reden. Panagiotaros hat es erfahren und ist ausser sich vor Wut. Ich werde ihn totschlagen, schreit er jedesmal, wenn er betrunken ist. Ich werde ihn totschlagen, den Schuft. Und dann setzt er sich hin und schleift sein Messer an den Steinen.»

«Wir wollen Manolios noch heute abend besuchen», schlug Michelis vor. «Du hast mich wirklich beunruhigt, Giannakos.»

Der leichte Sprühregen hatte aufgehört, die Wolken hatten sich zerstreut, frisch und blau wölbte sich der Himmel. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, sie war nun frei von Wolken und lächelte froh. Man hörte das helle Geklingel von Glocken, eine Flöte erklang in schnellen, schelmisch-perlenden Tönen. Sie gingen an den Schafen und Ziegen vorbei. Nikolios nahm die Flöte vom Mund und sah sie an.

«Na, Nikolios», rief Michelis ihm zu, «ist Manolios in der Hütte?»

«Nein, ich habe ihn nicht gesehen, seht selbst!»

«Wie geht es ihm, Nikolios?»

«Wie der Krabbe im Topf!» antwortete der Junge und brach in Lachen aus. «Er kocht und singt.»

«Der Wildbock da hat wahrhaftig Schwung im Leib!» sagte Giannakos.

Michelis lachte.

«Ich will euch ein Geheimnis anvertrauen», sagte er. «Gestern abend kam Lenio zu meinem Vater herein. Sie war verteufelt sauer, denn sie hatte auf irgend eine Weise von Manolios Krankheit erfahren. — Ich nehme den Manolios nicht, sagte sie kurz und knapp zu dem Alten. — Weshalb denn nicht? Liebst du einen andern? — Ja! — Und wen? — Nikolios, den Hütejungen! — Aber das ist doch ein bartloser unfertiger Junge! Was willst du mit dem anstellen? Kann er Kinder in die Welt setzen? — Ja, ja! sagte Lenio. Er ist gut, er kann es, ich liebe ihn! Und sie begann den Alten zu bearbeiten und weich zu machen. — Gut, sagte er, nimmt ihn dir, er sei dir gegönnt!»

«Ja, sie würde sogar den Bock nehmen. Gott verzeih mir», sagte Giannakos.

«Manolios ist frei, Gott sei Dank!» bemerkte Kostantis und dachte an seine Frau.

Sie waren zur Hirtenhütte gekommen und traten ein. Niemand war dort. Sie gingen um die Hütte herum, stiegen auf einen Stein und riefen.

Niemand.

Stumm gingen sie den Pfad zurück. Die Sonne begann niederzugehen, und der Berg füllte sich mit Schatten. Sie wichen vom Pfade ab und kamen an einer Einödskapelle vorbei, die, alt und von den Menschen vergessen, zwischen den Felsen eingekeilt lag. Man erinnerte sich ihrer nur einmal im Jahre, am 8. November, dem Tage des heiligen Michael. Dann gab es dort ein kleines Fest; man zündete Lichter an, und die halbverwischten Wandmalereien leuchteten auf. Die Schwingen des Erzengels Michael bekamen Leben, wie sie dort dunkel mit roten Rändern erstrahlten. Gegen Abend ging man fort und löschte die Kerzen aus. Die Schwingen der Engel erloschen wieder und durften aufs neue ein ganzes Jahr warten.

Sie traten ein. Es roch nach Feuchtigkeit und Moder wie in einem Grab. Ein grosses Licht brannte vor dem Kruzifix. Es war nahe daran zu erlöschen. Sie gingen tiefer in die Kapelle hinein und sahen sich um. Es war niemand da.

«Er ist hier sicher vorbeigegangen und hat das Licht angezündet», sagte Giannakos. «Aber dann ...»

«Möge Gott seine Hand über ihn halten», murmelte Michelis.

Manolios war wirklich an der Einödskapelle vorbeigegangen und hatte das Licht angezündet. Im Zwielicht kniend hatte er den ganzen Tag Christus angesehen und mit ihm sprechen wollen, aber er schämte sich und wusste nicht, wie er sich ausdrücken sollte. Und Christus auf der Ikonostase hatte ihn angesehen und mit ihm reden wollen, aber er fürchtete sich, ihn zu erschrecken und schwieg.

Den ganzen Tag hatten sie so ohne ein Wort miteinander verbracht, wie zwei Verliebte, denen die Herzen übergehen, denen jedoch der Mund beharrlich verschlossen ist.

Gegen Abend, unmittelbar bevor die drei Freunde dort vorbeikamen, hatte Manolios sich erhoben, und Christi Hand geküsst — sie hatten sich alles gesagt und hatten einander nichts mehr zu sagen — dann hatte er die kleine Tür geöffnet und war ins Dorf hinuntergegangen.

Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte, dachte er froh. Wir sind einig, er hat mir seinen Segen gegeben. Nun gehe ich.

Froh und erleichtert schritt er den Pfad hinab.

Er hatte das grosse Handtuch ums Gesicht gewunden und nur für die Augen Platz gelassen. Als er ins Dorf kam, war es beinahe Nacht. Er schlug die abseitigsten Wege ein und ging schnell. Keiner Seele begegnete er. Dann schwenkte er um die Ecke, niemand stand auf der Strasse, er streckte entschlossen die Hand aus und pochte an Katarinas Tor.

Nach einer Weile hörte man die Holzschuhe der Witwe auf dem Hof.

«Wer ist dort?» vernahm man ihre frische Stimme von innen.

«Oeffne», antwortete Manolios, und sein Herz begann heftig zu schlagen.

«Wer ist dort?» war wieder ihre Stimme zu hören.

«Ich bin es, ich, Manolios.»

Das Tor wurde plötzlich geöffnet, und die Witwe breitete die Arme aus.

«Bist du es, Manolios?» sagte sie entzückt. «Welch ein Glück, komm herein.»

Er ging hinein und schloss hinter sich das Tor. Er zitterte.

Dann blieb er stehen. Er blickte auf die beiden Blumentöpfe mit Nelken, die im Dunkel schimmerten, und auf die glänzenden, weissen Steine im Hof. Das Herz pochte ihm voller Schrecken.

«Weshalb hast du dein Gesicht verhüllt?» fragte die Witwe. «Hattest du Furcht, dass man dich sehen würde? Schämtest du dich? Komm herein, Manolios, und habe keine Furcht, ich werde dich nicht verschlucken.» Manolios blieb stumm und unbeweglich in der Mitte des Hofes stehen. Undeutlich erkannte er das Gesicht der Witwe, die weissen Hände und die halbe Brust ...

«Tag und Nacht denk ich an dich, Manolios», sagte die Witwe, «ich kann nicht schlafen. Und wenn ich schlafe, seh ich dich im Traum ... Tag und Nacht rufe ich: Komm, komm! Und heute abend bist du gekommen. Willkommen, Manolios!»

«Ich bin gekommen, damit du frei werden sollst von mir, Katarina», sagte Manolios ruhig. «Denk nicht mehr an mich, ruf nicht mehr nach mir. Ich bin gekommen, damit du Abscheu bekommen sollst vor mir, Katarina, meine Schwester!»

«Ich Abscheu bekommen vor dir, Manolios?» rief die Witwe aus. «Aber ich habe keine andere Hoffnung in der Welt. Ohne dass du es weisst oder willst, ohne dass ich es will, bist du meine Rettung... Sei nicht unruhig, Manolios. Es ist nicht mein Körper, nicht mein Leib, der zu dir spricht, sondern meine Seele; denn auch ich habe eine Seele, Manolios.»

«Du hast die Lampe angezündet, lass uns hineingehn, dass du mich sehen kannst.»

«Ja», sagte die Witwe und nahm Manolios liebevoll an der Hand. Sie gingen hinein. Das mit einer schönen Decke überzogene breite Bett der Witwe nahm fast den ganzen Raum ein. Ueber ihm hing ein Bild der Panagia mit einer kleinen Laterne aus rosenfarbigem Glas, an dem hohen Lampenhalter brannte eine kleine Lampe mit drei Flammen.

«Nimm dein Herz in beide Hände, Katarina, und halte es fest», sagte Manolios und stellte sich unter die drei Flammen. «Komm, sieh mich an!» Und er begann langsam das Handtuch abzuwickeln.

Da zeigten sich aufgesprungen und blau die geschwollenen Lippen, die geschwollenen Wangen, aus denen gelb wie Eiter dickes Wasser rann, und feuerrot wie Fleisch die zerfetzte Stirn.

Die Witwe stand mit aufgerissenen Augen vor ihm und sah und sah ... Plötzlich hob sie die Hand vor die Augen, um nicht mehr sehen zu müssen. Sie umarmte Manolios und begann zu weinen.

«Manolios, Manolios, mein Geliebter!» rief sie aus.

Manolios führte sie langsam zur Seite.

«Sieh mich an! Sieh mich an!» sagte er. «Weine nicht, umarme mich nicht, sieh mich an!»

«Mein Geliebter! Mein Liebster!» rief sie aus und wollte ihn nicht freigeben.

«Bekommst du keinen Ekel vor mir?»

«Wie sollte ich Ekel bekommen vor dir?»

«Du musst, Katarina, du musst, damit du frei wirst von mir ... damit auch ich frei werde.»

«Ich will nicht frei werden! Wenn ich frei werde von dir, Manolios, ist es zu Ende mit mir.»

Manolios sank auf einem Schemel neben dem Bett zusammen. Er fühlte sich völlig untröstlich.

«Hilf mir, Katarina», bat er flehentlich, «hilf mir und rette mich ... Auch ich denke an dich und ich will es nicht. Hilf mir, dass meine Seele nicht befleckt wird und verlorengeht.»

Die Witwe lehnte sich bleich an die Wand. Sie sah Manolios an, und ihr Herz wurde weich, als höre sie ihr eigenes Kind in der Nacht nach ihr rufen und schluchzen.

«Was kann ich für dich tun, mein Junge?» murmelte sie endlich. «Was willst du, dass ich tun soll?»

Manolios schwieg.

«Willst du, dass ich mir das Leben nehmen soll?» sagte die Witwe.

«Nein, nein!» brach Manolios erschrocken aus. «Dann geht deine Seele unter und das will ich nicht.»

Sie schwiegen wieder. Nach einer Weile sagte Manolios:

«Ich will dich retten. Nur so kann auch ich mich retten, meine Schwester. Ich trage Verantwortung für deine Seele.»

«Trägst du Verantwortung für meine Seele, Manolios?» rief die Witwe aus, und ihr Herz zuckte vor Freude auf. «Nimm sie, tu mit ihr, was du willst. Denk an Christus, er nahm sich Magdalenas Seele an.»

«Ich denke an Ihn! sagte Manolios, und fühlte sich sofort leichter. «Tag und Nacht denke ich an Ihn, meine Schwester.»

«Folge seinem Weg, Manolios. Wie rettete er die Sünderin Magdalena? Weisst du es? Ich weiss es nicht. Tu mit mir, was du willst.»

Manolios stand auf.

«Ich gehe jetzt. Du hast ein Wort gesagt, meine Schwester, und ich fühle mich erleichtert.»

«Auch du hast ein Wort gesagt, Manolios, das es leichter für mich hat werden lassen. Du sagtest: Meine Schwester.»

Manolios wand das grosse Handtuch wieder um sein Gesicht, so dass nur die Augen zu sehen waren.

«Leb wohl, meine Schwester. Ich komme wieder», sagte er.

Die Witwe fasste ihn wieder bei der Hand, und sie gingen zum Garten hinaus. Katarina pflückte einen Strauss Nelken im Dunkel.

«Nimm sie», sagte sie. «Christus sei mit dir, Manolios.

Im Dunkel der Nacht legte sie die Nelken in seine Hand. Sie öffnete das Tor und blickte hinaus. Kein Mensch war auf der Strasse zu sehen.

«Ich werde das Tor niemandem öffnen», sagte die Witwe. «Ich werde warten, bis du wiederkommst.»

Manolios schritt über die Schwelle und verschwand in der Nacht.

7

Der Mai kam auch nach Sarakina. Jedoch in ärmlicher Kleidung und mit Fastentagen. Es gab keine Olivenbäume, keine Weinberge und Gärten dort, nur wilde, unzugängliche Felsen, hie und da einen gebeugten, vom Wind gepeitschten und krummgebogenen Baum mit trockenen, sauren Früchten voller Kerne — wilde Oliven, Johannisbrotbäume, wilde Birnen, nur Stacheln und Dornen, zum Aerger und zur Enttäuschung der Menschen. Am heutigen Sonntag war die Grotte mit den halbzerstörten Wandmalereien erhellt, die Asketen waren wieder zum Leben erwacht, einige mit vom Zahn der Zeit und von der Feuchtigkeit angenagten Kinnpartien und Bärten, andere wie Verkrüppelte ohne Brust und Füsse. Von der Kreuzigung war nichts mehr erhalten als Christi Gesicht, das einen grünlichen Ton angenommen hatte und voller Schimmel war, sowie ein Stück des Kreuzes mit den beiden bleichen Füssen, von denen das Blut rann.

Männer und Frauen waren zeitig in die Grotte geströmt und hatten gemeinsam gesungen. Dann waren sie hinausgegangen und hatten sich in die Sonne gesetzt, und der Priester Fotis stand mitten unter ihnen. An den Sonntagen pflegte er nach der Messe stets zu seiner Herde zu sprechen und sie zu ermuntern. Erst begrüsste er einen jeden und sagte ihm ein freundliches Wort, dann begann er, Gottes Wort und sein eigenes Wort zu verkünden. Zu Beginn war seine Stimme immer ruhig und still, allmählich aber geriet er in Feuer, und die Worte strömten wie kleine Hagelkörner vom Himmel und legten sich auf die Seelen.

«Wir leben noch. Wir haben nicht nachgegeben, meine Kinder», sagte er auch heute froh, um ihnen Mut und Zuversicht zu verleihen.

«Seid ruhig. Ich schliesse die Augen und sehe: rund umher Steinhäuser, eine Kirche mit einem Glockenturm, eine Schule in zwei Geschossen mit einem Hof voll Kinder, und um das Dorf Gärten, Weinberge und Aecker ... Wir haben bereits begonnen. Zwischen den Felsen haben wir etwas Erde gefunden, sie werden wir bebauen. Das Wasser, das hier und dort rinnt, werden wir in Kanäle leiten, die wilden Obstbäume werden wir beschneiden und veredeln, wir haben auch schon zu bauen begonnen ... Unten im Dorf, dem feinen Dorf, das sich Likovrisi nennt, gibt es einige anständige Menschen, die sich unser erinnern. Einer von ihnen hat uns sein ganzes Vermögen — drei Goldpfunde — geschenkt. Ein anderer hat uns Körbe mit Essen geschickt, und eine Sünderin hat uns ihre Ziege gegeben ... Und ein anderer Sünder, der gestern starb, hat unser in seiner Todesstunde gedacht und uns eine volle Kiste vermacht — Gott vergebe seiner sündigen Seele! Wir schlagen wieder Wurzeln, Kinder, wir fassen wieder in der Erde Fuss, wir werden neue Schösslinge treiben. Habt nur Vertrauen und Zuversicht!»

«Sollen wir wieder mit dem Gleichen beginnen wie bisher?» schrie ein Mann erregt. Er hatte Lumpen um die Hüften und war blass vor Hunger. «Das gleiche wie bisher? Und wieder von neuem? Du wirst dich wohl erinnern, es gab nicht nur Reiche in unserm Dorf, es gab auch Arme. Meine Mutter starb an Hunger, während das Dorf in Oel und Wein schwamm, als alle Oefen der Nachbarschaft Brot buken und meine Mutter von dem Duft in Ohnmacht fiel. Soll es das gleiche werden wie bisher? Wieder Reiche und Arme?»

Der Priester Fotis senkte den Kopf und sann lange nach.

«Petros», sagte er schliesslich «du bist aufrichtig und bitter, das gefällt mir. Was du mich fragst, frage ich Gott Tag und Nacht, und ich bitte ihn, mir Antwort zu geben. Eine neue Grundlage, sage ich zu Gott, wir wollen eine neue Grundlage, Herr, ein neues Grundgesetz für unser Dorf. Keine Ungerechtigkeiten mehr, entweder sollen alle hungern und frieren, oder es sollen sich auch alle sattessen und warme Kleider haben. Herr, können wir nicht Gerechtigkeit schaffen in der Welt?»

«Und was antwortete Gott?» fragte heiser der Mann.

«Sein Licht kommt langsam. Das Unglück hat uns gleich arm gemacht, wir alle sind arm geworden. Es gibt keine Häuser mehr in der Nähe, in deren Oefen das Brot bäckt. Und keiner kann nun in Sünde fallen und es unterlassen, seinem Nachbarn zu helfen. Was früher schwer war, das gibt es jetzt nicht mehr, meine Kinder. Unsere Seele ist von Essen und Trinken befreit, sie kann Schwingen bekommen und fliegen.»

Er wandte sich an einen Greis, der auf einen Stab gelehnt ihm zuhörte und den Kopf schüttelte.

«Wer hätte vor drei Monaten», sagte er, «von deinen Olivenbäumen und Rebstöcken nehmen dürfen, alter Charilaos, um es an die Armen zu verteilen? Würdest du ihnen haben geben wollen, was dein eigen war?»

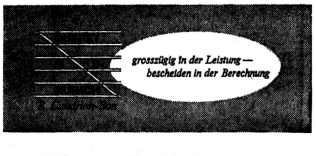
«Gott möge mir verzeihen, niemals!» antwortete der Alte. «Würdest du dir Hände und Füsse abschlagen wollen, um sie deinem Nachbarn zu geben? Das waren auch mein Wein und meine Oliven für mich.»

«Auch du, alter Paulis, würdest deine Geldkiste nicht geöffnet und deine Pfunde nicht den Armen gegeben haben.»

Ein Greis, der dem Priester gerade gegenüberstand, runzelte die Stirn und antwortete nicht. Er seufzte nur tief auf und dachte an seine Geldkiste.

(Fortsetzung folgt)

KÜHLSCHRANKFABRIK Imber AG
Haldenstrasse 27 – Tel. (051) 33 13 17 – Zürich 3
Komplette Buffet- und Officeanlagen, Kühlschränke, Kühlvitrinen, Glaceanlagen usw.



Hier eines der vielen Modelle für Sie:

Saloppe Umhängetasche aus weichem Nappaleder, jugendlich elegant auch bei grossem Inhalt, in allen Modefarben Fr. 69.50

Leder LOCHER

beim Fraumünster, Tel. 23 18 14

Team Frost
Kreuzplatz 2, Zürich 7
Tel. 24 42 33
Spezial-Geschäft für Vorhänge
Eigene modernste Vorhangwäscherei

---

hugo peters

„Werner", eines von 10 schönen Couchbetten aus eigener Werkstatt — mit und ohne Bettzeugraum.
Bettstatt Fr. 475.-
Modelle ab Fr. 98.-
Dazu DEA- und Rosshaarmatratzen. Nach individuellen Wünschen: — mollig weich — beliebig hart — oder extra warm.

Bellevuehaus, Limmatquai 3 Telephon 24 73 79

hugo peters ZÜRICH LIMMAT-QUAI 3

Mit verbilligten Reisemarken für die nächsten

Ferien vorsparen

Reisemarken durch die Markenverkaufsstellen und die Postämter.
In Zukunft an jedem Zahltag Reisemarken kaufen!
Auskunft durch die
Schweizer Reisekasse
Bern, Waisenhausplatz 10

Befreit von Schlaflosigkeit durch Femisan

das Stärkungsmittel für Herz und Nerven; es bessert nervöse Schlaflosigkeit, Monats- und Wechseljahrbeschwerden, Migränen und Müdigkeit. Verleiht neue Nervenkraft und frisches Aussehen.

Das Schweizer Frauenpräparat der Vertrauensmarke

Flasche Fr. 8.85, Kurflasche Fr. 18.75.
In Apotheken und Drogerien.

Tee... einmal anders

VOLG-Apfeltee, das fruchtige und gesunde Getränk aus Schweizer-Äpfeln.
Erfrischend, durststillend und nicht aufregend — ideal für die ganze Familie.

UVANO-Tee ist nach besonderem Verfahren aus Bestandteilen von Schweizer Trauben hergestellt. Ein aromatisches, natürliches Getränk mit absolut neuer Geschmacksrichtung.

Bei Einsendung dieses Inserates erhalten Sie gratis eine Musterpackung VOLG-Apfeltee oder UVANO-Tee. (Bitte gewünschte Sorte unterstreichen.) VOLG Winterthur

UOLG

Hausfrauen Achtung! «IDEAL»

Der neue Kombi-Küchentisch mit vierteiliger, versenk- und auswechselbarer Glätteeinrichtung, erspart Ihnen Zeit und Arbeit. Kinderleicht zu bedienen. In nur einer halben Minute eingerichtet und wieder abmontiert. 6 diverse Modelle und Preislagen. Lieferung direkt ab Werkstatt, daher viel billiger.

Volksmodelle schon ab Fr. 195.—

Ernsthafte Interessenten verlangen Preisprospekte und Vorführung zu Hause durch:
A. Bemlotte, Neunbrunnenstr. 228, Zürich 46
Tel. 57 47 10 oder 42 52 27

Wir empfehlen Ihnen

Dr. iur. Helene Thalmann-Antenen, Fürsprech, Bern: «Ist die Schweizer Frau rechtlich schlechter gestellt als die Frauen anderer Staaten?» 24 Seiten à Fr. —.80

Zu beziehen bei der Administration des «Schweizer Frauenblattes» Winterthur, Technikumstrasse 83, Tel. (052) 2 22 52.

Für Ihr Wohlbefinden
Midro-Tee
Gegen Verstopfung
Kein Kochen, kein Aufbrühen

«VIEUX CHATEL» Essertines s/Rolle

das schöne, gepflegte Landhaus inmitten von Wiesen und Wald, in herrlicher, ruhiger Aussichtslage am Genfersee, empfängt vom 15. April bis 15. Oktober

PAYING GUESTS

die Ruhe, Erholung evtl. Diät nötig haben. Tel. (021) 75 19 26. A. E. Frank-Hottinger, Dipl. Diätetikerin. — Wenig Zimmer, frühzeitig reservieren bitte.

BUCHHANDLUNGEN

Basler Missionsbuchhandlung
Missionsstraße 21 Basel 3
Seit 144 Jahren rascher und zuverlässiger Versand

SYNTEC

Laveur — neuartiger Topfreiniger SIH-geprüft — leicht zu spülen, schnell trocken, auskochbar, unverwüstlich

Manchon — idealer Massage-Waschring — für Ihre Hautpflege regt die Blutzirkulation an, erhöht die Geschmeidigkeit Ihres Körpers

Laniere — solides Massageband mit zwei starken Griffen — erhält schlank und jugendlich

aus Rilsan

erhältlich in guten Detailgeschäften

ROMATIN AG, ST. MARGRETHEN SG, TELEPHON (071) 7 38 45

Stollex

4 Masshemden
in Zwirnpopeline, Sanfor, uni und gestreift, ab nur Fr. 100.—
Rasche und zuverlässige Hemdenreparaturen
Peter Stoll
Hemdenfabrikation
Zürich 7/32, Hedwigstr. 23
ob. Hegibachpl.
Tel. 051/24 56 12 P

90% aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

---

Hiltl's «Vegi»
Seit 60 Jahren ein Begriff
Indische Spezialitäten
Vegetarisches Restaurant, Tea-Room, Sihlstrasse 26, Zürich

TAPETEN SPÖRRI
Innendekoration
Zürich Talacker 16
Telephon 23 66 60

Zum Muttertag

Denken Sie an FRAUENGOLD, das ausgezeichnete Nerven- und Kreislauftonikum, das speziell auf den weiblichen Organismus abgestimmt ist. FRAUENGOLD ist für die Frau und Mutter eine willkommene Hilfe, wenn sie sich abgespannt, nervös und übermüdet fühlt. Es beruhigt die erregten Nerven und das Herz. Nervosität und Schlaflosigkeit verschwinden. Durch die kreislaufördernde Wirkung werden Stauungen und Verkrampfungen bald behoben. Viele Frauen verdanken FRAUENGOLD ihre Frische und Spannkraft.

Flaschen zu Fr. 6.75, 12.50 und 22.75.

Frauengold

In den Apotheken und Drogerien.

Kiddy-Unterwäsche für unsere Kleinsten, für Mädchen und Knaben von 1 bis 6 Jahren.
Kiddy-Höschen mit dem patentierten Zweizug lassen sich bequem in die Länge und in die Breite dehnen, sitzen gut und erlauben volle Bewegungsfreiheit.
Kiddy-Leibchen mit dem praktischen Kreuzverschluss erleichtern das «unbeliebte» Anziehen.
In Wolle, Baumwolle und Helanca.
Leicht zu waschen - formbeständig!

kiddy

Vollmoeller AG. Uster

Ein schönes Geschenk

welches der Empfängerin während eines ganzen Jahres immer wieder neue Freude bereitet, ist ein Abonnement auf das

Schweizer Frauenblatt

Es ist das Geschenk von Frau zu Frau

Die Unterzeichnete bestellt:

_____ Geschenkabonnement Fr. 12.50

_____ Jahresabonnement des «Schweizer Frauenblattes» zu Fr. 15.80

_____ Halbjahresabonnement zu Fr. 9.—

auf eigenen Namen _____

als Geschenk an _____

_____

Genaue Adresse des Bestellers _____

_____

Bitte ausschneiden und an «Schweizer Frauenblatt», Winterthur, Postfach 210, senden.

Die Beschenkte erhält auf den von Ihnen gewünschten Tag die letzte Ausgabe und einen Geschenkgutschein

Schweizer Frauenblatt
Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Geschenk-abonnement